



Leseprobe

Henning Boëtius

Der Insulaner Roman

»Poetische Liebeserklärung an Kunst und Meer« „Der Insulaner« ist das eindrückliche Porträt eines bewegten Lebens, einer fast schon versunkenen Zeit, einer ganzen Welt.« *Münsterländische Tageszeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 26,00 €



Seiten: 960

Erscheinungstermin: 11. September 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

„Der Insulaner“ ist das eindrückliche Porträt eines bewegten Lebens, einer fast schon versunkenen Zeit, einer ganzen Welt. Und nicht zuletzt: eine einzigartige Liebeserklärung an die Kunst und an das Meer.

Als der Schriftsteller B. sich wegen eines Tumors am Gehirn operieren lassen muss, fürchtet er seine Erinnerung für immer zu verlieren. Doch dann wird die Operation für ihn zu einem langen Gang durch die verschlungenen Pfade seines Lebens: Von den Bombennächten des Zweiten Weltkriegs über die Wirtschaftswunderjahre und die rebellischen 60er Jahre bis in die Gegenwart.

In seinem Narkosetraum erzählt er einem Analytiker die Geschichte seines Lebens. Er erzählt von der sensiblen Mutter, die ihre künstlerischen Ambitionen nie wirklich ausleben durfte, und von dem bewunderten, meist unnahbaren Vater, der einst als Offizier auf dem Luftschiff „Hindenburg“ die Katastrophe von Lakehurst. Und er erzählt von der Insel im Meer, auf der er aufwuchs und wo er sich doch stets als Außenseiter empfand... Bis er schließlich wieder aus der Narkose erwacht, ist sein ganzes Leben an ihm vorbeigezogen – und mehr als ein halbes Jahrhundert zugleich.

Henning Boëtius · Der Insulaner

Henning Boëtius

Der
Insulaner

Roman

btb

Inhalt

Am diesseitigen Ufer	7
Die Waldkolonie	33
Die Insel	199
Festland	461
Die Seereise	585
Die Wälder rechts und links der Gewissheit	639
Niemandland	857
Zurück	951

Am diesseitigen Ufer

* * *

*Er baute aus den Waben der Erinnerung und dem
Bienenschwarm seiner Gedanken sein Haus.*

Walter Benjamin über Marcel Proust

Er hatte sich bewegt. Jetzt, nachdem er aufgewacht war, kam es ihm jedenfalls so vor. Bevor er eingeschlafen war, hatte der Mantel anders ausgesehen. Um eine winzige Nuance musste er seine Position verändert, sich ein wenig von ihm weggedreht haben. Vielleicht hatte ihn der Anblick eines Schlafenden gestört, diese Schutzlosigkeit eines Menschen, dessen Sinne vorübergehend blockiert sind, wie bei jemandem, der die Alarmanlage seiner Wohnung ausgeschaltet hat, weil er nach Hause zurückgekommen ist. Und es stimmte, er war zu Hause, in sich, wenn auch ohne es zu wissen. Irgendwo in sich steckte er, bei herabgelassenen Läden, verriegelter Tür. Der andere aber war nicht da, nicht mehr, um genau zu sein. Vor Jahren schon war er ausgezogen, auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Nur sein Bademantel war noch da. Ein schönes Stück aus flauschigem Frottee, mit blauen, roten und grünen Streifen. Ein Geschenk des Sohnes, als der Vater wegen einer Operation ins Krankenhaus musste. Der Sohn hatte den Mantel geerbt und mitgenommen, als auch er ins Krankenhaus musste. Jetzt hing er an der Tür zum Badezimmer. B. hatte ihn noch nicht benutzt. Etwas hielt ihn davon ab. Eine diffuse Angst, es könnte etwas Ungeheuerliches geschehen, wenn er ihn tragen würde, während er im Flur auf und ab lief.

Als B. später das Krankenzimmer verließ, kam es ihm vor, als sei es der Mantel, der mit schlenkernden Ärmeln und fließenden Bewegungen ausschritt, und er, der in ihm steckte, sei gezwungen, ihm zu folgen, an den Schwestern vorbei, diesen Tempelpriesterinnen des Lebens, die ihre Körper hinter ihren weißen Kitteln wie einen Teil eines Mysteriums verbargen. Irgendwann hatte er das Gefühl gehabt, durch sich selbst zu laufen, durch einen dieser vielen Gänge in seinem Inneren, durch Adern, Lymphgefäße, Nervenbahnen.

Schließlich erreichte B. eine Tür mit einem Schild, auf dem Sprechzimmer stand. Es wäre ihm lieber gewesen, es hätte Schweigezimmer geheißen. Er zögerte. Sein angewinkelter Finger schwebte einen langen Augenblick über dem Türblatt. Dann klopfte er und trat ein.

Sein Blick fiel auf den von Papieren bedeckten Schreibtisch, dann auf den salopp gekleideten Mann in Jeans und kariertem Hemd und schließlich auf eine lange, von innen beleuchtete Mattscheibe, an der mehrere große Aufnahmen hingen. Sie sahen aus wie die Arbeiten eines Grafikers, der immer das gleiche Motiv variiert. Der Mann am Schreibtisch wirkte übertrieben gesund mit seinem braungebrannten, jungenhaften Gesicht, den dichten, kurzgeschnittenen Haaren, den markanten Händen mit dem goldenen Siegelring. B. wusste, dass der Arzt gerade aus Mallorca zurück war, von einem Kongress, den er mit einer Woche Urlaub verbunden hatte. Er sah B. direkt in die Augen. Dabei lächelte er wie jemand, der unbedingt gute Stimmung verbreiten möchte. »Haben Sie gut geschlafen?«

»Ja. Den Umständen entsprechend. Ich bin ein paarmal aufgewacht, vermutlich durch mein eigenes Schnarchen.«

Der Arzt wirkte ernst, während er aufstand und B. die Hand gab. »Die Nachtschwester hat mir berichtet, dass Sie nicht nur schnarchen, sondern auch ungewöhnlich lange Atemaussetzer haben. Apnoe nennt man das. Eine nicht ungefährliche Anomalie und eine starke Belastung für das Herz.«

Er ging zu den Fotos und winkte B. heran. »Das hier ist das Ergebnis der PET/CT. Ein sehr genaues Abbild Ihres Kopfes in mehreren Schichten und aus mehreren Perspektiven. Sie müssen als Kind einen schweren Unfall gehabt haben, denn die Partien hier, die Nasenscheidewand und die Nebenhöhlen, sind nicht in dem symmetrischen Zustand, in dem sie sein sollten. Das ist wohl auch der Grund für Ihr Schnarchen und die Atemaussetzer. Vermutlich auch für Ihre Hypertonie. Und deshalb sind Sie zu uns gekommen. Wir werden das irgendwann auch in einer einfachen Operation korrigie-

ren. Aber zuvor müssen wir uns um etwas anderes, viel Gravierenderes kümmern.«

Die Mimik des Arztes veränderte sich. Es war, als glitte eine Wolke über sein Gesicht und hinterließ dort einen Schatten. »Wie Sie wissen, ist das menschliche Gehirn ein außerordentlich komplexes Organ. Man kann es recht gut mit einem Haus mit vielen Zimmern vergleichen, genauer gesagt mit einem symmetrisch konstruierten Doppelhaus, denn fast alles in ihm ist in einer linken und einer rechten Hemisphäre vorhanden.«

Er wandte sich wieder den Aufnahmen zu und deutete mit einem Stift auf eine bestimmte Stelle. »Dies hier ist das Großhirn, der Cortex mit dem Frontallappen, in dem das Bewusstsein steckt. Der Cortex ist so etwas wie der öffentliche Bereich des Hauses. Hier treffen durch verschiedene Eingänge wie Ohren, Augen, Mund, Tastzellen die wichtigsten Informationen aus der Außenwelt ein. Die Post sozusagen, die E-Mails, die Besucher. Hier liegen die Büros, die Flure und Gesellschaftsräume, in denen diskutiert wird, Entscheidungen fallen oder manchmal auch einfach nur gefeiert wird. Es gibt übrigens auch einen eigenen Kinosaal, in dem die Außenwelt auf die Leinwand unseres Bewusstseins projiziert wird. Ähnlich wie bei einer Camera obscura. Und hier, ein Stück tiefer im Haus, gleichsam abgesunken, liegt die geheimnisvolle Reilsche Insel, auch Inselcortex genannt. Wir kennen ihre Funktion nicht genau, aber in ihr treffen sich offenbar Sinneseindrücke und Erfahrungen mit Grundgefühlen wie Lust und Ekel, Angst und Hoffnung. Auch für unser Zeitempfinden scheint diese Region zuständig zu sein. Sie haben mir bei unserem Vorgespräch erzählt, dass Sie auf einer Insel großgeworden sind. Sie werden also aus eigener Erfahrung wissen, wie eng oft auf einer Insel Gefühle, Gedanken und Geheimnisse miteinander verwoben sind.«

B. stellte sich die Reilsche Insel als ein schönes tropisches Eiland vor, mit weißem Sandstrand und einem schwarzen Flutsaum. Der

Arzt räusperte sich und fuhr dann fort: »Das ist aber nicht weiter schlimm. Es gibt genügend andere Areale im Hirn, in denen alles schön getrennt voneinander ist. Hier zum Beispiel, noch weiter innen, liegen die Schlafräume, die Küche, das Bad, die intimen Bereiche sozusagen, die nicht so leicht für einen normalen Besucher zugänglich sind. Von hier aus werden wichtige Interna über den Menschen in den Cortex geschickt. Stimmungen, Gefühle, Positionen von Gliedmaßen und so weiter. Zwischen diesen beiden Bereichen gibt es eine Art Korridor, Thalamus genannt, hier, sehen Sie, dieser Bereich im Zwischenhirn. Thalamus ist ein griechisches Wort und heißt Schlafräum. Das ist ein irreführender Name, denn gerade im Thalamus herrscht eine besonders große Aktivität. Hier wuseln die Dienstboten herum, hier gibt es Freunde, Berater des Hausherrn, heimliche Liebhaber der Hausfrau. Hier werden häufig die eigentlichen Entscheidungen getroffen, ähnlich wie in den Hinterzimmern der Politik. Man könnte auch sagen, im Thalamus wird aus der Überfülle der von außen und innen kommenden Informationen das für lebenswichtige Entscheidungen Relevante herausgefiltert, bearbeitet und weitergeleitet.«

Er machte eine Pause und blickte aus dem Fenster. Die kahlen Äste, die man dort sehen konnte, bewegten sich heftig. Anscheinend war es ein stürmischer Tag. Dann hörte B. wie aus weiter Ferne wieder die Stimme des Arztes.

»Und selbstverständlich gibt es in unserem Haus auch einen Keller. Hier, sehen Sie, die Basalganglien und der Hirnstamm. Was hier passiert, liegt immer noch weitgehend im Dunkeln. Es handelt sich jedenfalls um mehr als die klassischen Funktionen der Willkürhandlungen, der spontanen, unbewussten Reaktionen und Einstellungen des Körpers, der Temperatur- und Blutdruckregelung zum Beispiel. Sie sollten übrigens etwas für Ihren Blutdruck tun. Er ist viel zu hoch. Ich rate Ihnen, zu einem Kardiologen zu gehen. Und schließlich gibt es noch ein Nebengebäude, das eine Art Eigenleben führt,

auch wenn es mit dem Hauptgebäude eng verbunden ist: das Kleinhirn.«

B. beschlich ein ungutes Gefühl. Was sollten all diese umständlichen Erläuterungen. Er war doch nicht in einem Hörsaal. Er war hier, um sich die oberen Atemwege operieren zu lassen. Der Arzt beobachtete ihn genau. Seine Stimme hatte jetzt etwas Beschwörendes.

»Und hier, unterhalb des Thalamus, in der Nähe des Hirnstamms, sehen Sie zwei auffällige Regionen. Die eine erinnert an eine Mandel, die andere an ein Seepferdchen. Das sind die Amygdala, auch Mandelkern genannt, und der Hippocampus, der seiner Form nach tatsächlich an ein Seepferdchen erinnert. Beide sind wiederum doppelt vorhanden. Beide sind seltsame, jedoch lebenswichtige Rumpelkammern in der Tiefe des Hirns. Die Amygdala ist vor allem für die Entstehung negativer Gefühle wie Angst und Panik verantwortlich. Der Hippocampus entscheidet über die Speicherung von Erlebnissen aus allen Phasen des Lebens. Er ist sozusagen die Datenbank der persönlichen Erinnerungen eines Menschen. Beides sind entscheidende Navigationssysteme für das Leben. Sie müssen zum Beispiel Angst haben können, um gefährlichen Situationen zu entkommen. Und ohne funktionierende Hippocampi können Sie keine Erinnerungen speichern, keine hilfreichen Erfahrungen machen. Es handelt sich übrigens um entwicklungsgeschichtlich sehr alte Gehirnstrukturen, fast so alt wie das Stammhirn. Aber setzen wir uns doch.«

Der Arzt nahm auf seinem Bürostuhl Platz und machte eine einladende Geste in Richtung eines kleinen schwarzen Ledersessels, der seitlich neben dem Schreibtisch stand.

»Das haben Sie eben schön gesagt«, sagte B. »Ich bin, wie Sie wissen, Schriftsteller, und für meinen Beruf braucht man tatsächlich nichts nötiger als Angst und Erinnerung. Das Erinnern für das Erzählen, die Angst für den Respekt vor einem möglichen Scheitern oder aber auch vor einem möglichen Erfolg. Ich bin im Innersten überzeugt, dass ein großer Schriftsteller erfolglos sein muss. Auto-

ren wie Arthur Rimbaud zum Beispiel waren Genies, gerade weil sie keinen Erfolg hatten und im Leben gestrandet sind. So paradox es klingen mag: Ich habe mich zwar immer nach Ruhm und Anerkennung gesehnt, jedoch gleichzeitig auch höllische Angst davor gehabt. Als liege darin eine Art Verrat an meiner Mission. Daher habe ich meinen Erfolg instinktiv immer wieder zunichtegemacht, wenn er sich einzustellen schien.«

»Das klingt ein wenig nach Masochismus. Ich habe übrigens Ihr Buch im Urlaub mit großen Vergnügen gelesen. Stört Sie das etwa?«

B. hatte inzwischen den Verdacht, dass der Arzt so viel redete, um einer unangenehmen Wahrheit auszuweichen, als schliche er wie eine Katze um den heißen Brei.

»Ich habe Angst«, sagte B. leise und mit zitternder Stimme. »Meine Amygdalae scheinen also offenbar zu funktionieren. Kommen Sie bitte endlich zur Sache.«

Der Arzt nickte. »Ich verstehe Ihre Beunruhigung. Kommen Sie, ich zeige Ihnen das Problem.«

Sie erhoben sich und gingen wieder zum Leuchtschirm. »Dies hier, dieser kleine Schatten zwischen der linken Amygdala und dem linken Hippocampus«, der Arzt zeigte mit dem Stift auf einen walnussgroßen grauen Fleck, »das ist der böse Untermieter in Ihrem Schädelhaus, der Tumor. Wir haben ihn zufällig bei der Durchmusterung der Fotografien entdeckt. Er zahlt keine Miete und benimmt sich frech und aufdringlich. Er ist auch verantwortlich für die typischen Herdsymptome, die wir bei Ihnen festgestellt haben, für Ihre Gangstörungen, Ihre Visusstörungen, Ihre Erinnerungslücken. Wenn er weiter wächst, was er bestimmt tun wird, verlieren Sie möglicherweise die Fähigkeit, Angst zu haben, was durchaus gefährlich sein kann. Auch Ihr Kurz- und Langzeitgedächtnis können bedroht sein. Ich will Ihnen nichts vormachen. Wie die histologischen Untersuchungen ergeben haben, handelt es sich um einen malignen Tumor der Stufe drei, mit anderen Worten, er ist bereits bösartig. Er wird

weiter wachsen. Wir sprechen in einem solchen Fall von einer lebensbedrohlichen Raumforderung. Der Begriff Untermieter ist also zu harmlos. Es handelt sich eher um einen aggressiven Hausbesetzer. Für eine Bestrahlung allein ist es zu spät. Ein operativer Eingriff ist leider nicht zu umgehen. Das Problem dabei: die Lage der Geschwulst. Sehen Sie, hier, direkt unterhalb der Insula. Dies macht einen Eingriff kompliziert. Wir werden auf jeden Fall nicht umhinkommen, am offenen Schädel zu operieren. Eine Trepanation oder Kraniotomie, wie wir Ärzte sagen. Eine uralte Praxis, bei der mit einem Bohrer der Schädel geöffnet wird, um zu der erkrankten Hirnregion zu gelangen. Früher wandte man sie an, um bösen Geistern einen Weg aus der von ihnen befallenen Person zu bahnen. Das trifft es im Grunde auch heute noch. Dieser Tumor ist Ihr böser Geist. Ich will Ihnen nichts vormachen. Jede Kraniotomie ist mit gewissen Risiken verbunden. Es kann beim Herauslösen des Tumors zu Verletzungen der umliegenden Hirnsubstanz kommen, mit Folgen wie bei einem Schlaganfall. Das bedeutet im schlimmsten Fall den Rollstuhl, bleibende Artikulationsprobleme, Störungen des Erinnerungsvermögens, auch des Zeitgefühls. Doch wenn wir nichts tun, kommt das alles sowieso und dazu noch ein früher Tod. Wenn wir uns aber zu dem Eingriff entschließen, besteht immerhin die Möglichkeit, dass Sie noch ein paar Jahre ein normales Leben führen können.«

Der Arzt stand auf und gab B. die Hand und drückte sie fest. Dabei sah er ihm in die Augen. »Entscheiden Sie sich bitte bis übermorgen. Wir könnten in einer Woche operieren.«

B. nahm das Abendessen an dem kleinen Tisch am Fenster ein. Er hatte keinen Appetit und ließ das meiste stehen. Er hatte die Jalousie heruntergelassen, denn ein Blick nach draußen kam ihm unangemessen vor. Dann zog er sich aus und legte sich ins Bett, dessen Rückenteil er mit der Fernbedienung so einstellte, dass er fernsehen konnte. Der Apparat lief ohne Signal. Er starrte auf den flimmern-

den Schirm. Das Bildrauschen, dieses Schneetreiben aus kleinen aufleuchtenden und wieder verlöschenden Punkten, kam ihm vor wie eine Darstellung all der Augenblicke seines Lebens, an die er sich nicht mehr erinnern konnte. Irgendwann schaltete er das Gerät aus, und der Bildschirm des alten Röhrenapparates wurde dunkel. Ein schwaches Nachleuchten, dann war alles vorbei. Immer noch starrte er auf die Mattscheibe. Plötzlich erschien dort ein Bild, das ihm aus seiner Jugend vertraut war. Im flachen Wasser hinter dem Flutsaum sah man ein Monstrum mit zahllosen gelben Gliedern, die sich ständig bewegten, Scheren, die sich öffneten und schlossen, dünne Beine, die sich gegen Panzer stemmten. Es war ein ganzer Klumpen von Krebsen. Er hatte in seiner Kindheit auf der Insel oft Miesmuscheln gesammelt, sie mit Steinen aufgeschlagen und ins Wasser geworfen. Es dauerte nur kurze Zeit, bis sie aus allen Richtungen herbeikamen, Wollhandkrabben und Taschenkrebse, und sich mit gespreizten Scheren über das Muschelfleisch hermachten, es aus den Schalen herausrissen und sich in ihre auf- und zuklappenden Chitinmäuler stopften. Die Kurgäste, die gerade ins Wasser gehen wollten, reagierten verschreckt und mieden die Stelle. Das war der Sinn der Sache: Kurgastärgern, für die einheimischen Kinder der Insel im Sommer ein beliebtes Spiel. Jetzt war dieses Monstrum mitten in seinem Kopf und machte sich daran, am Flutsaum seines Ichs die aufgeschlagenen Muscheln der Erinnerung zu fressen.

B. bat die Nachtschwester, die Tür einen Spalt offen zu lassen, damit aus dem erleuchteten Flur ein schmaler Streifen Licht in sein Zimmer fallen konnte. »Wenn Sie etwas brauchen, drücken Sie doch einfach den Knopf über Ihrem Bett. Dann geht im Flur die rote Lampe über Ihrer Tür an, und ich komme.«

»Bitte«, wiederholte B. »Nur einen kleinen Spalt. Ich habe das als Kind gebraucht, in den Bombennächten und an Weihnachten. Sonst konnte ich nicht einschlafen. Ich habe hinter der Tür das Paradies vermutet. So ist es noch immer.«

Die Nachtschwester zögerte einen Augenblick, aber dann gab sie B.s Wunsch nach. Der Lichtstreifen bildete eine helle Spur auf seiner Bettdecke. Er tastete mit der Hand nach ihm und sah, wie der Streifen sich auf der Haut rötlich färbte. Dann sank er in einen traumlosen Schlaf.

B. erwachte erst wieder, als man ihm das Frühstück brachte. Zwei wattige Brötchen, eingeschweißte Marmelade, eiskalte, harte Butter, trüber Kaffee. Auch eine Art von Sterbehilfe, dachte er. Nur der Schmelzkäse schmeckte, aber das hatte Gründe, die weit zurück in seiner Kindheit lagen. Als er fertig war, zog er den Bademantel an und verließ sein Zimmer. Er ging am Glaskasten des Pförtners vorbei und durch die automatische Tür hinaus aus dem Gebäude.

Auf dem Vorplatz standen die Raucher. B. betrat die Straße. Die Luft war mild, »eine Luft wie Sekt«, hätte seine Mutter gesagt. Am Ende der Straße lag ein Café. Er ging hinein und setzte sich an einen der kleinen Glastische. Er war der einzige Kunde. Die Bedienung bedachte ihn in seinem Bademantel mit einem skeptischen Blick. B. bestellte einen Pastis ohne Eis. Als sie das Glas brachte, starrte sie auf seine nackten Zehen. Er bestellte ein zweites und ein drittes Glas. Die Dinge um ihn herum bekamen immer schärfere Konturen. Da er seit längerer Zeit keinen Alkohol mehr getrunken hatte, wirkte das Getränk sehr schnell. Als sie das vierte Glas brachte, sah er ihr ins Gesicht. Sie war sehr hübsch, ein wenig blass, als litte sie unter Anämie. Ihre Augen hatten die Farbe vom Aquamarin, ihre Haare waren flachsbond, glatt und zu einem kleinen Zopf zusammengebunden. Das kurze schwarze Kleid und die weiße Schürze standen ihr gut. B. fiel auf, dass sie Kinderknie hatte, die hervortraten und aussahen, als ob ihre Besitzerin häufig auf einem harten Boden knien würde. Sie sah viel jünger aus, als sie vermutlich in Wirklichkeit war, genau der Typ, der bei ihm starke Beschützergefühle auslöste, gemischt mit einem diffusen Begehren.

»Sie kommen mir irgendwie bekannt vor. Kann es sein, dass ich Sie schon einmal gesehen habe?«, sagte B. mit einer Stimme, die ihm fremd erschien, weil sie viel jünger klang, als sie es in Wirklichkeit war. Die Kellnerin zuckte mit den Schultern, ging an den Tresen und griff zum Telefon. Wahrscheinlich hielt sie ihn für einen Patienten aus der geschlossenen Abteilung. Er leerte das Glas mit der trübgelben Flüssigkeit, legte einen viel zu hohen Betrag auf den Tisch und ging. Er hatte einen Entschluss gefasst.

Später, als B. wieder in seinem Zimmer war, bat er die Schwester, den Chefarzt holen zu lassen. Dieser kam und setzte sich an den Rand des Bettes. »Ich freue mich für Sie, dass Sie sich zu dem Eingriff durchgerungen haben. So ist es doch, oder nicht?«

»Ja«, sagte B.

»Sehr gut. Ich werde ihn persönlich leiten. Die Operation wird wahrscheinlich sieben bis neun Stunden dauern. Das hängt davon ab, wie gut sich der Tumor vom gesunden Gewebe abschälen lässt. Sie werden nichts davon merken. Natürlich könnten wir auch nur eine örtliche Betäubung vornehmen. Das hätte den Vorteil, dass wir während des Eingriffs überprüfen könnten, ob wir eventuell das Sprachzentrum verletzen. Aber ich würde in diesem Fall doch eine Vollnarkose vorziehen. Wir müssen bei der Operation mit unseren Messern sehr exakt navigieren. Die kleinste Bewegung des Kopfes könnte schwere Folgen haben. Ich freue mich für Sie«, wiederholte er, als zweifelte er bereits an B.s Kurzzeitgedächtnis. »Genießen Sie den morgigen Tag. Übermorgen beginnen wir mit den Voruntersuchungen. Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?«

»Auch wenn ich mich wiederhole. Ich habe Angst. Nicht, mein Leben zu verlieren, sondern mich an nichts mehr erinnern zu können. Alles zu vergessen, was meine Identität bedeutet. Dabei ist Vergessen sicher wichtig, auch um der Erinnerung den nötigen Platz zu geben. Ich bin gerade dabei, die Geschichte meines Lebens auf-

zuschreiben, und wenn man das tun will, muss man wahrscheinlich aus beiden Flüssen der Unterwelt trinken, aus Lethe, dem Fluss des Vergessens, und aus Mnemosyne, dem Fluss der Erinnerung. Dabei frage ich mich, was Erinnerungen überhaupt sind. Vielleicht nur glaubwürdige Fälschungen der Vergangenheit? Ich versuche in letzter Zeit oft, mich an Erinnerungen zu erinnern. Sie haben die Neigung, sich dabei aufzulösen wie Schneeflocken, die zu tauen beginnen, wenn man sie mit der Hand eingefangen hat.«

Der Arzt lächelte: »Erinnerungen sind keinesfalls immer objektiv. Dafür sorgen schon zwei rätselhafte Gehirnregionen. Der Globus pallidus und die Substantia nigra, eine unscheinbare, wegen ihrer Eisenhaltigkeit schwärzliche Formation im Mittelhirn. Beide Basalganglien wirken offenbar auf den Thalamus ein und veranlassen ihn, nur bestimmte Botschaften an den Cortex zurückzugeben. Eine Zensurbehörde gewissermaßen oder eine Art Filter für die Erinnerung. Aber vermutlich können beide Regionen mehr. Sie könnten zum Beispiel bei der Kreativität eine Rolle spielen.«

»Demnach könnte Kreativität etwas mit zensierter Erinnerung zu tun haben? Die Substantia nigra als Sitz der schwarzen Gedanken, die man ebenfalls braucht, um schreiben zu können?«

»Möglich. Die Wissenschaft sieht in Erinnerungen allerdings ganz banal in erster Linie gespeicherte Informationen. Das kann alles Mögliche sein. Eindrücke, Erlebnisse, Gerüche, Mitteilungen, Texte, Musik. Das Gehirn speichert das alles in seinem Langzeitgedächtnis in Form von Veränderungen an den Synapsen, von denen es im menschlichen Gehirn bis zu 500 Billionen gibt. Es existiert kein eigentliches Erinnerungsorgan, keine molekulare Basis des Gedächtnisses, wie man früher dachte, vergleichbar mit der Festplatte eines Computers. Erinnerungen verteilen sich vielmehr als eine Art Muster in den plastisch veränderbaren Synapsen. Viele unterschiedliche Regionen des Gehirns sind daran beteiligt. Vielleicht sind Erinnerungen sogar das, was man früher Seele nannte. Auf jeden Fall haben sie etwas mit Ge-

dächtnis zu tun. Sie sind doch am Meer aufgewachsen und haben sicher oft am Strand gelegen. Wie ein Körperabdruck im heißen Sand, so ähnlich ist das Gedächtnis. Von den Eindrücken selbst geht nichts verloren, aber Sandkörner rieseln nach und verändern sie.«

»Ist diese Veränderung des Abdrucks durch die Lebensumstände vielleicht das, was wir Vergessen nennen?«

»Was wir Vergessen nennen, ist in der Tat eine Verdrängung von Erinnerungen in eine Art Papierkorb, wo sie dem Zugriff des Bewusstseins entzogen sind. Es handelt sich um einen Schutzmechanismus des Gehirns. Es will nicht in der Datenflut der Erinnerungen ertrinken.«

»Und deshalb entzieht es die unwichtigen Erinnerungen unserem Zugriff?«

»Jedenfalls die, die ihm weniger wichtig erscheinen. Das müssen nicht die gleichen sein, die wir selbst für unwichtig halten.«

»Um Ihr Bild aufzugreifen, wenn man sich erneut in die gleiche Mulde legt, dann verändert sie sich dadurch. Sie wird tiefer, breiter. Neues überlagert Altes. Der gleiche Körper, aber ein anderer Abdruck. Und wenn dann noch der Wind hinzukommt, dann verändert sich der Abdruck weiter. Er kann sogar völlig verschwinden, einfach zugeweht werden. Dann sieht man nur noch den Umriss. Und wenn dann noch die Flut hinzukommt und über die Reste des Abdrucks spült, dann ist er ganz verschwunden. Nur noch glatter brauner Sand. Wäre das so etwas wie Amnesie, wie das, was uns erwartet, wenn wir Alzheimer haben oder sterben?«

Der Arzt nickte. »Aber auch wenn die Mulde völlig zugeweht oder überflutet ist, existiert sie unter den Sandkörnern weiter. Wir können sogar davon ausgehen, dass im Gehirn eines Sterbenden die größtmögliche Menge an Erinnerung enthalten ist, nur unerreichbar für sein verlöschendes Ich.«

»Gelänge es irgendwann, diese Datenflut auszulesen, wäre der Tod besiegt, und ewiges Leben wäre erreicht. Man bräuchte dann

nur den alten Datenträger gegen einen jüngeren auszutauschen und alles wieder aufzuspielen.«

»So weit sind wir glücklicherweise noch nicht.«

B., der sich die ganze Zeit aufgestützt hatte, ließ sich jetzt ins Kissen zurückfallen. Dann murmelte er: »Noch eine letzte Frage, Herr Doktor. Bei dem Eingriff, wenn Sie mit dem Skalpell in meiner Gehirnmasse herumschneiden, könnte dabei alles im Gedächtnis Gespeicherte aufgewühlt werden wie die Sinkstoffe in einer trüben Flüssigkeit, in der herumgerührt wird? Könnte jenes plastische Netzwerk der Synapsen der verschiedenen Gehirnregionen, das unser Gedächtnis enthält, nicht in Aufruhr geraten? In Unordnung vielleicht? Chaos im episodischen Gedächtnis und Auftauchen längst vergessener Einzelheiten als Folge einer Tumorentfernung?«

Der Arzt war aufgestanden und beugte sich zu B. herab. Mit fester Stimme sagte er: »Machen Sie sich keine unnötigen Sorgen. Ich werde bei der Exzision mit größter Vorsicht verfahren. Ich glaube nicht, dass sich Ihre Persönlichkeit durch den Eingriff verändern wird.«

Er griff nach B.s Hand, die schlaff auf der Bettdecke lag, schüttelte sie mehrmals und ging. In der Tür drehte er sich noch einmal um und wiederholte, als zweifelte er immer noch an B.s Kurzzeitgedächtnis: »Ich freue mich für Sie. Ich freue mich für Sie. Es wird alles gut.«

In dieser Nacht wachte B. immer wieder auf. Er tastete jedes Mal nach dem elektrischen Wecker, der einst seinem Vater gehört hatte. An der Oberseite befand sich eine Taste. Wenn man sie drückte, leuchtete das Zifferblatt für wenige Sekunden meergrün auf. Es war wie ein Blick in die Tiefe des Meeres. Wenn das Licht erlosch, kamen seine dunklen Gedanken wieder. Sie krochen über den Boden seiner Seele, seltsame schwarze Aale, vollgefressen mit Insektenlarven und Kleinkrebsen, Augenblicken wie Plankton aus einem vergangenen Leben. Die Angst kam in Wellen, süßlich und bitter zu-

gleich. B. tastete nach seinem Handgelenk, bis er seinen Puls fühlte. Er war unregelmäßig und schnell. Endlich schlief er ein.

Am Morgen weckte ihn die Krankenschwester und stellte sein Tablett mit dem in Zellophan verpackten Frühstück auf den schwenkbaren Tisch an seinem Bett. Dann maß sie seinen Blutdruck. »Viel zu hoch«, sagte sie schließlich, nachdem die Luft aus dem Band entwichen war. Es klang wie der letzte Seufzer eines Sterbenden.

»Ist das ein Wunder?«, murmelte B. Er blickte zum Fenster, hinter dem gerade die Sonne aufging. Im Gegenlicht sah der Fensterahmen aus wie der Rand einer Todesanzeige.

Als B. später mit dem Bus ans Meer fuhr, befand er sich in einer euphorischen Stimmung. Es war ungewöhnlich warm für die Jahreszeit. Die See war unnatürlich blau und sehr regelmäßig von kleinen Wellen gemustert. Am Strand waren nur wenige Leute. B. legte sich in den feuchten Sand, in den Flutsaum unmittelbar an der Wassergrenze. Nach einer Weile hatte er das Gefühl, dass das leise Plätschern der Wellen sich mitten in seinem Kopf befand. Er versuchte nachzudenken, nicht angestrengt, sondern im Rhythmus jener Wellen, aber seine Gedanken trieben immer wieder davon wie Rindenstückchen in einem inneren Meer. Als er endlich aufstand, betrachtete er den Abdruck seines Körpers. Die steigende Flut begann bereits die Mulde zu füllen und dabei ihre Umrisse zu zerstören. Ein kleiner, grauer, halb durchsichtiger Ball wurde in sie hineingespült. B. kniete nieder und berührte ihn mit dem Finger. Er gab nach, der Körper einer toten Qualle. »Du kannst sehr alt werden«, dachte B., »weil du weder ein Hirn noch ein Herz hast. Und du bist sehr schön, weil du dich an nichts erinnern kannst.«

B. fuhr zurück in die Stadt und ging wieder in das Café am Ende der Straße. Diesmal schien die Kellnerin zufrieden mit seinem Äußeren, dem sandfarbenen Cordanzug, dem weißen Stetson, den brau-

nen Halbschuhen. »Pastis ohne Eis?«, fragte sie. »Nein, diesmal ein Gläschen Rosé als Versprechen eines kommenden schönen Sommers. Ich weiß übrigens jetzt, woher ich Sie kenne. Sie haben früher im Strandcafé gearbeitet.«

Sie nickte. »Das stimmt. Ein schöner Arbeitsplatz, aber schlecht bezahlt.«

»Wenn alles gut geht, werde ich Stammgast bei Ihnen.«

»Was heißt das? Haben Sie ein Problem?«

»Ja. Das kann man so sagen.«

Sie sah ihn aufmunternd an. »Es wird schon alles gut gehen.«

»Trotzdem ist mir nach Abschied zumute. Abschiede sind der Wellenschlag am Ufer der Zeit.«

»Ich verstehe nicht genau, was Sie meinen«, erwiderte sie, während sie das Glas mit dem Wein vor ihn hinstellte. »Aber es klingt irgendwie gut.«

Mit B.s künstlicher Gelassenheit war es schnell wieder vorbei. Die Diagnose des Arztes begann wie ein ungeheures Gewicht auf seinem Gemüt zu lasten. Da er inzwischen fürchtete, dass sein Gedächtnis immer schlechter wurde und die Bilder der Vergangenheit bereits mehr und mehr verblassten, entsann er sich des Umstands, dass er schon früh Notizbücher in den unterschiedlichsten Formaten vollgeschrieben hatte, billige, schwarzrot eingebundene und linierete Bändchen aus dem Kaufhaus. Keine Tagebücher im eigentlichen Sinne, eher Logbücher des Lebens, voller Termine, Namen, Telefonnummern, Einfälle, Gedichte. Diese Hefte befanden sich zusammen mit zahllosen Briefen in einem alten Überseekoffer, den er jetzt aus seiner Wohnung kommen ließ. Er begann, in den Manuskripten zu lesen. Sprunghaft, ohne Rücksicht auf die Chronologie. Es war der hilflose Versuch, eine Art Sicherungskopie seines Lebens herzustellen. Vielleicht gab es ja so etwas wie ein Muster in all diesen chaotischen Verhältnissen und Erfahrungen, die sein Dasein ausmachten

und, wie er empfand, über eine Beliebigkeit erhoben, die das Leben vieler Menschen prägte.

B. aß in der Kantine zu Mittag. Ihm gegenüber saß ein Mann, der das fette Essen mit großer Gier verschlang. Sein Kopf wirkte unförmig wie ein Kürbis, den sein Gewicht deformiert hatte. Der Patient erzählte B., dass er bereits die dritte Operation hinter sich habe. Aber der Tumor in seinem Hirn wachse immer wieder neu. Wie eine Kartoffel, die man in der Ackerfurche vergessen hat. »Ich habe ständig Hunger. Unmöglich, ihn zu stillen«, sagte der Mann. Er erhob sich und holte sich eine zweite Schweinshaxe mit Sauerkraut und Kartoffelbrei.

An einem der folgenden Tage hatte B. einen Termin beim Chefanästhesisten, dessen Büro in einem Nebengebäude lag. Eine Allee kahler Bäume führte dorthin. An ihren Zweigen waren noch keine Knospen, keine Vorboten des kommenden Frühlings zu sehen. Aber es lagen immer noch trockene Herbstblätter in allen möglichen Ecken und Nischen auf dem Boden. Sie raschelten und bewegten sich im kalten Wind, als wollten sie sagen: Seht her, wir leben, auch wenn man uns längst aufgegeben hat. Der Himmel über den Bäumen war ohne Konturen, eine gleichmäßige, trübe Hochnebeldecke. Als ein Schwarm Vögel unter ihr vorbeiflog, sah es so aus, als ob der Himmel Löcher hätte, durch die man ins schwarze Weltall sehen konnte.

Der Anästhesist war ein älterer Mann, der eine große Menschlichkeit ausstrahlte. Aus seinem kahlgeschorenen Schädel blickten zwei freundliche, wasserklare Augen, und sein Mund verlor sein Lächeln nicht, auch wenn er sprach und dabei unschöne Dinge sagte. Er gab B. die Hand und sagte mit einem starken Akzent: »Schön, dass Sie da sind. Nehmen Sie doch bitte Platz.«

B. war darauf gefasst, Fragen nach früheren Krankheiten, nach den vielen Medikamenten, die er einnehmen musste, und anderen medizinischen Aspekten beantworten zu müssen, doch der Narkose-

arzt blickte ihn nur eine Weile nachdenklich an und meinte dann:
»Sie sind Künstler, nicht wahr?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nun, Sie haben einen Tick. Das ist typisch für kreative Menschen.« Er blickte auf B.s linke Hand, und B. bemerkte erst jetzt, dass er offenbar die ganze Zeit mit den Fingern auf die Sessellehne getrommelt hatte.

»Ach das. Das ist bloß Ungeduld. Ich kenne an mir eigentlich nur einen echten Tick. Wenn es Kartoffeln zum Essen gibt, muss ich immer eine auf dem Teller zurücklassen, egal wie groß die Portion war, und wenn es Kartoffelbrei gibt, genau die entsprechende Menge an Brei. Diese Macke hängt vermutlich mit meiner frühen Kindheit zusammen. Es gab damals eine Weile fast nur Kartoffeln. Die zurückgelassene Kartoffel ist so etwas wie ein Protest gegen den Krieg.«

»Verstehe. Sollten Sie wirklich einen Tick haben, darf Sie das nicht beunruhigen. Das angebliche Normalverhalten der Menschen ist schließlich selbst ein Tick. Das Ergebnis einer überkompensierten Persönlichkeitsstörung. Im Übrigen habe ich Ihre Akte studiert und daraus entnommen, dass Sie ein Savant sind. Sie verfügen über eine typische Inselbegabung und sind zugleich ein Stümper, was Ihr Sozialverhalten anbelangt. Ich vermute, dass alle Ihre Beziehungen gescheitert sind. Wie oft waren Sie verheiratet?«

»Dreimal. Alle Ehen sind tatsächlich gescheitert, die letzte allerdings nicht an sich selbst, sondern an meinem physischen Zustand.«

»Sie sollten es ein viertes Mal versuchen. Ich möchte Ihnen meine Tochter ans Herz legen. Sie heißt Tatjana, und sie ist sehr schön.«

B. atmete auf. Der Anästhesist gefiel ihm, gerade weil er ein ziemlich unkonventionelles Verhalten an den Tag legte. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte B. den Eindruck, einen echten Dialog führen zu können. Vielleicht könnte er sich mit diesem Menschen sogar befreunden. Allerdings ein lächerlicher Gedanke. Er hatte sein Leben

lang vergeblich nach Freundschaft gesucht. Jetzt war es dafür längst zu spät. Er würde sich nicht mehr die Mühe machen, einen anderen Menschen wirklich kennenlernen zu wollen, denn das würde bedeuten, ihm alle Masken so behutsam wie möglich vom Gesicht zu nehmen.

»Wen dürfen wir benachrichtigen, wenn es wider Erwarten irgendwelche Komplikationen gibt?«

»Ich habe keine Verwandten mehr, auch keine Freunde. Ich möchte jedoch, dass Sie die Kellnerin informieren, die in dem Café am Ende der Straße bedient.«

»Haben Sie noch eine Rechnung bei ihr offen?«

»Gewissermaßen ja. Aber keine, bei der es um Geld geht. Aus welcher Gegend Russlands kommen Sie?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht genau sagen. Meine Mutter ist Ukrainerin, mein Vater Tschetschene. Ich bin so etwas wie ein sesshafter Nomade. Ich habe meine Jurte immer bei mir. Sie ist in meinem Kopf. Außerdem ist Russe zu sein keine Nationalität, sondern ein Zustand. Ich heiße übrigens Igor.« Er reichte B. die Hand und schüttelte sie.

»Apropos Komplikationen. Was ist, wenn ich nach dem Eingriff nicht mehr aufwache?«

»Sie meinen, wenn Sie nicht mehr in das zurückkehren, was wir lächerlicherweise Leben nennen? Wenn Sie einen sogenannten Hirntod erleiden?«

»Ja. Eine letzte zugefallene Tür, die sich von innen nicht mehr öffnen lässt, weil die Klinke fehlt.«

»Als Russe würde ich lieber von Herztod sprechen. Das Hirn spielt in unserem Land nur eine unwichtige Nebenrolle. Auch der gesunde Menschenverstand ist bei uns ziemlich selten. Aber medizinisch ist der Herztod natürlich nicht mit dem Hirntod gleichzusetzen, also einem irreversiblen Verlust der Gesamtfunktion des Gehirns. Es gibt Schockzustände, die zum Herzstillstand führen, der

aber durchaus reversibel sein kann. Man braucht also zusätzliche Indizien, um den endgültigen Ausfall des Gehirns klinisch nachzuweisen. Man leuchtet zum Beispiel mit einer kleinen Lampe direkt in die offene Pupille. Wenn Reflexe ausbleiben, ist das ein Indiz für den Hirntod. Oder man reizt den Trigeminus an bestimmten Druckpunkten, indem man mit einer Nadel hineinsticht. Oder man durchbohrt die Nasenscheidewand mit der Kanüle einer Spritze. Gibt es keine Reaktionen, weder Blutdruckerhöhung noch Veränderungen der Pupillengröße, ist auch das ein gravierendes Ausfallssymptom. Man kann Atropin geben, zwei Milligramm etwa. Wenn der Kreislauf nicht reagiert, deutet das ebenfalls auf einen Hirntod hin. Hirnstammareflexie nennt man das. Als letztes klinisches Ausfallssymptom ist der Nachweis von Apnoe obligat. Apnoe bedeutet das Erlöschen des Atemantriebs. Wenn man den Patienten mit hundertprozentigem Sauerstoff beatmet, steigt der CO₂-Druck in den Arterien. Ab einer gewissen Höhe sollte es zur Spontanatmung kommen. Bleibt sie aus, ist der Patient höchstwahrscheinlich tatsächlich mausetot. Ich als Russe brauche diese Hilfsmittel übrigens nicht. Ich spüre es einem Menschen sofort an, ob er lebt oder tot ist. Er kann ja auch schon zu Lebzeiten ziemlich tot sein. Genau genommen leben viele Menschen ihr ganzes Leben in einem Zustand, den ich als Wachkoma bezeichnen würde. Sie denken nicht nach. Sie vegetieren stumpfsinnig dahin, ohne wirkliche Reflexe zu zeigen, auf Gefühle zum Beispiel oder auf neue Erfahrungen. Man könnte es Lebensareflexie nennen.«

»So ist es. Auch ich hatte immer die größte Angst davor, schon zu Lebzeiten ziemlich tot zu sein.«

»Dagegen habe ich ein gutes Mittelchen.«

Der Anästhesist griff in ein Schränkchen unter seinem Schreibtisch und holte eine Flasche und zwei Gläser hervor. Die Flasche hatte ein Etikett, auf dem eine halbnackte Schönheit dargestellt war. Igor schenkte die Gläser randvoll. »Das ist Snow Queen, mein Lieb-

lingswodka.« Er hob das Glas vorsichtig, um nichts zu verschütten, und sagte »Nastrovje«. B. tat es ihm nach. Das Getränk wirkte wie eine Bluttransfusion. B. fühlte sich plötzlich so wohl wie schon lange nicht mehr. Vielleicht war dies bereits der Beginn der Anästhesie.

Der Anästhesist schenkte die Gläser wieder voll. »Früher stellte man sich die Vollnarkose als eine Art Schlaf vor. Heute wissen wir, dass es eher ein komaähnlicher Zustand ist. Das Gehirn ist während der Vollnarkose keineswegs inaktiv, im Gegenteil, es verfällt in eine gewisse Hektik, aber es arbeitet nicht mehr vernünftig, es arbeitet gleichsam russisch. Stellen Sie sich das wie ein völlig überlastetes Internet vor. Zu viel Information, zu viele gleichzeitige Abfragen. Nichts geht mehr. Die Folge: Alle einzelnen Regionen des Gehirns bilden sozusagen Inseln, zwischen denen keine Fähren mehr fahren.«

»Das gefällt mir. Während der Narkose ist das Ich also ein Insulaner, dessen Lebensraum sich über viele voneinander isolierte Inseln erstreckt, über einen ganzen Archipel an Einsamkeiten.«

»So könnte man es sagen. Je mehr wir übrigens das Wesen der Narkose verstehen, desto besser verstehen wir auch, was Wachbewusstsein bedeutet. Man muss auf jeden Fall akzeptieren, dass der Begriff der Wachheit unscharf ist. Denken Sie an das Unbewusste, das sich in Träumen zu Wort meldet. Denken Sie an Komapatienten, die plötzlich die Augen aufschlagen, obwohl sie nicht bei Bewusstsein sind. Auch Schlafwandler, Somnambule, Menschen in Hypnose oder im Drogenrausch bewegen sich in diesem Zwischenreich. Und neuerdings gibt es einige Kollegen, die sogar von einem dritten Bewusstsein ausgehen, das sowohl Eigenschaften der Wachheit als auch der Vollnarkose habe. Man bekommt alles mit, aber man nimmt keinen Kontakt zur Außenwelt auf. Man ist in sich eingeschlossen wie in einem Kerker, tot und lebendig zugleich. Dynästhesie nennt man das.«

»Wie Vampire oder wie Zombies. Oder wie Schrödingers Katze.«

»Schrödingers Katze? Nie von dem Tier gehört.«

»Die Erfindung eines Quantenphysikers namens Schrödinger.«

Der Blick des Anästhesisten ruhte lange und freundlich auf B. Die Zeit verstrich. Beide schwiegen und tranken. Dann fuhr der Arzt fort:

»Sie sind Künstler und reden doch manchmal wie ein Naturwissenschaftler, so als ob Sie diese beiden Welten nicht trennen wollen. Das gefällt mir. Erklären Sie mir dieses Tier.«

»Schrödingers Katze ist eine Untote wie Graf Dracula oder wie Gott, von dem Nietzsche sagt, er sei eigentlich tot, und der dennoch in den Köpfen der Menschen ein unsterbliches Eigenleben führt. Besagte Katze sitzt in einem Kasten, völlig abgeschirmt von der Umwelt. Der Deckel ist zu. Man kann in das Innere nicht hineinsehen. Man weiß nur: als man die Katze hineintat, lebte sie. Neben ihr befindet sich ein Glaskolben, der ein tödliches Gift enthält. Über dem Glaskolben hängt ein Gewicht. Das Gift entweicht und tötet die Katze, wenn ein radioaktives Präparat zerfällt und mit Hilfe eines Geigerzählers einen elektrischen Impuls bewirkt, der wiederum eine Sperre löst, die das Gewicht in seiner schwebenden Position gehalten hat. Wann dies der Fall ist, weiß niemand, denn der radioaktive Zerfall ist nicht vorhersagbar. Er ist spontan, völlig zufällig. Er kann im nächsten Moment oder aber erst in einer Million Jahren stattfinden. Ein Gedankenexperiment.«

»Was wollte Schrödinger mit ihm sagen?«

»Er wollte eine Brücke zwischen der Welt der kleinsten Dinge, der Atome, und unserer Alltagswelt, dem Makrokosmos, schlagen. Er wollte zeigen, dass Quantenphänomene sich nicht immer im Makrokosmos durch Überlagerung gegenseitig auslöschen. Von außen gesehen ist die Lage der Katze fundamental uneindeutig. Sie ist in einem für den gesunden Menschenverstand paradoxen makroskopischen Quantenzustand, in dem sie sowohl lebt als auch tot ist. Erst wenn man den Deckel öffnet und hineinsieht, kollabiert dieser Quantenzustand und macht einer banalen Eindeutigkeit Platz: Die Katze lebt,

oder sie ist tot. Sie ist nicht mehr beides zugleich. Auch wenn wir uns verlieben, befinden wir uns in einem uneindeutigen Zustand, nämlich in einem zwischen Wirklichkeit und Einbildung. Und wenn man zu schreiben, zu malen oder zu komponieren versucht, legt man alles darauf an, ebenfalls in einer mehrdeutigen Verfassung zu sein.«

Der Anästhesist nickte. »Wie ich schon sagte, ich habe eine sehr schöne Tochter. Sie sieht nicht ohne Grund der Person ähnlich, die auf dieser Flasche abgebildet ist. Gertenschlank und mit einem makellosen Dekolleté. Sie ist eine echte Snow Queen, kühl und heiß zugleich. Sie hat den klangvollen Namen Tatjana, aber das sagte ich Ihnen ja bereits. Sie ist Pianistin, und weil man von dieser Kunst nicht leben kann, arbeitet sie nebenher als Assistenzärztin. Sie hat ein Faible für reife Männer wie Sie. Sie werden ihr gefallen. Kennen Sie das Märchen von der Schneekönigin? Es geht um einen kleinen Jungen, der das Schöne für hässlich, das Hässliche aber für schön hält, weil ihm der Splitter eines Zauberspiegels ins Auge gedrungen ist, den der Teufel gemacht hat. Für uns Anästhesisten ein sehr lesenswerter Text. Die Schneekönigin küsst den kleinen Jungen zweimal, damit er seine Vergangenheit vergisst. Einen dritten Kuss verweigert sie, denn daran würde er sterben. Alles ist eben eine Frage der Dosierung.«

Der Narkosearzt erhob sich und legte beide Hände auf B.s Schultern. »Wir werden uns wiedersehen, mein Freund. Bestimmt. Sie sind noch nicht reif für den Tod. Dazu haben Sie noch zu viel Leben in sich. Das weiß ich, wenn ich Sie in den dunklen Kasten der Narkose befördere, auch wenn ich selbst nicht hineinblicken kann. Künstler wie Sie stufe ich übrigens grundsätzlich in die Klasse mit dem geringsten Risiko ein.« Dann ging er in Schlangenlinien zur Tür hinaus.

In dieser Nacht wurde B. von schweren Träumen geplagt. Darin tauchte ein Mann auf, der ein sackartiges weißes Gewand trug, ein Totenhemd. Es war Charon, aber er sah aus wie Igor, der Anäs-

thesist. Er ruderte B. über einen Fluss. Dessen Wasser war kristallklar, sodass man bis auf den Grund sehen konnte. Furchterregende Monstren krochen dort herum, riesige Krebse mit weit geöffneten Scheren und schwarzen Stielaugen. Der Fluss mündete in einen anderen, dessen Wasser trüb und giftig war. Igor tauchte ein Gefäß hinein und befahl B., den Inhalt zu trinken. Es schmeckte bitter und machte betrunken.

Am Vormittag kam der Krankenhausfrisör und begann, B.s Schädel kahl zu rasieren. Er sah zu, wie die Strähnen auf den Linoleumboden fielen. Trotz seines Alters war B. immer noch blond. Es war exakt die Haarfarbe seiner Mutter. Nach ihrem Tod hatte er in einer kleinen Schatulle eine Locke von ihr gefunden, zusammen mit einem Rilkegedicht. Er hatte die Locke an seine Haare gehalten und keinen Unterschied festgestellt.

Wenig später lag B. in einem sterilen Nachthemd auf einer Pritsche und wurde durch endlose Gänge geschoben. Er sah überdeutlich jede Einzelheit über sich, jede schadhafte Stelle an der Decke, jeden Riss oder Fleck, jedes Insekt. Eine Frau in einem grünen OP-Kittel beugte sich über ihn. Sie sprach durch den Mundschutz. »Ihnen steht Chefarztbehandlung zu. Der Chefanästhesist ist leider verhindert. Es geht ihm zurzeit nicht gut.«

»Verstehe. Daran ist sicher eine Dame namens Snow Queen schuld.«

»Wie bitte?«

»Ich habe nichts dagegen, wenn Sie mich in den dunklen Kasten der Bewusstlosigkeit befördern. Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen.«

»Ich kann Sie beruhigen. Mir ist noch nie jemand weggestorben«, sagte sie. Dann schob sie die Kanüle in sein Handgelenk. B. starrte auf den Schlauch, der zu dem Gefäß mit der klaren Flüssigkeit führte. Die Narkoseärztin öffnete ein Ventil, und Blasen begannen in dem Glasbehälter aufzusteigen. B. versuchte, sich auf den Moment

zu konzentrieren, in dem er das Bewusstsein verlieren würde. Wahrscheinlich würde er ihn auch diesmal wieder verpassen, wie schon bei früheren Operationen. Es gab offenbar keinen gleitenden Übergang zwischen Bewusstsein und Bewusstlosigkeit, zwischen Wachen und Schlaf, zwischen Leben und Tod. Es war, als ob das Licht plötzlich ausgeschaltet würde. Keine Dämmerung, kein Nachleuchten. So würde es auch diesmal sein. Schlagartig würde es dunkel werden, so finster, dass sich selbst diese Finsternis in all ihrer Dunkelheit verlieren würde.

Die Waldkolonie

* * *

*Ich habe um meine Kindheit gebeten, und sie ist
wiedergekommen, und ich fühle, dass sie immer
noch so schwer ist wie damals und dass es nichts
genützt hat, älter zu werden.*

*Rainer Maria Rilke, »Die Aufzeichnungen
des Malte Laurids Brigge«*

Es fiel B. später schwer, sich an die lange Bahnfahrt zu erinnern, die ihn in die Stadt gebracht hatte. Nur dass die Waggons fast leer gewesen waren und dass es durch viele Tunnel und eine trostlose Landschaft ging. Die Stadt lag an einem großen Fluss. Er hatte ihn vom Fenster des Waggons aus gesehen. Ein breites graues Band, dessen anderes Ufer man kaum vom Himmel unterscheiden konnte.

Auch die Bahnhofshalle war fast leer. Nur vereinzelte, in schwarze Mäntel gehüllte Gestalten wie Schatten. Das mächtige Gebäude bot einen trostlosen Anblick. Viele der Glasscheiben in der Stahlkonstruktion waren gesprungen oder vom Ruß der Dampflokomotiven geschwärzt. B. lud sein Gepäck auf einen Rollwagen und schob ihn zur Gepäckaufbewahrung. »Wie spät ist es«, fragte er den kleinen Mann mit der Schirmmütze, der seinen Reisekoffer zur Aufbewahrung annahm und ihm eine Blechmarke dafür gab. Der Mann deutete zur riesigen Bahnhofsuhr. »Sie hat keine Zeiger«, sagte B. »Wie soll ich dann wissen, wie spät es ist?« »Zeit spielt hier keine Rolle«, sagte der Dienstoffizier. »Verlassen Sie sich ganz auf Ihre innere Uhr.«

Auch der Platz vor dem Bahnhof war fast menschenleer. B., der jetzt nur eine Aktentasche und einen kleinen Seesack dabei hatte, ging zum Eingang der Untergrundbahn. Er betrat die endlos lange Rolltreppe und fuhr in die Tiefe. Dabei wehte ihm ein heftiger Wind warmer Luft entgegen. Nur wenige der Lampen an den feuchten Wänden verströmten ihr trübes Licht. Der einzige Mensch auf dem schmalen Bahnsteig unten war ein Bettler. Ein ausgezehrer bärtiger Mann, der B. einen Plastikbecher entgegenhielt, in dem eine Münze klapperte. B., der nirgendwo einen Verbindungsplan entdeckt hatte, warf ein Geldstück hinein und fragte, welche Linie ins Stadtzen-

trum fahren würde. Der Bettler öffnete seinen zahnlosen Mund und gab einige unartikulierte Sätze von sich. In diesem Moment fuhr ein Zug ein. Eine Schlange kleiner roter Wagen. B. stieg ein, gerade noch rechtzeitig, denn schon ruckte der Zug und fuhr los, in einer rasenden Fahrt, die ihn fast den Halt verlieren ließ. In den Kurven bogen und krümmten sich ächzend die Wagen. Das Kreischen der Räder, das Heulen des Fahrtwinds schwoll an zu einem ohrenbetäubenden Lärm.

B. war nicht allein. Einige Fahrgäste wurden gleich ihm auf ihren Sitzen hin und her geschüttelt. Die meisten waren Frauen. Sie waren nicht besonders reizvoll, starrten vor sich auf ihre Hände, vermieden die Blicke der anderen. Eine Weile kümmerte sich B. nicht darum, wohin die Fahrt ging. War er nicht so sein ganzes Leben unterwegs gewesen? Ziellos? Ohne eine Vorstellung, wo er anhalten, wo aussteigen sollte? Wenn die U-Bahn an einer Station hielt, hörte man eine Stimme aus dem Lautsprecher plärren. Was sie sagte, war unverständlich. Doch einmal meinte B. das Wort »Zentrum« zu hören. Er sprang auf und verließ den Wagen. Die Rolltreppe spuckte ihn auf einem großen Platz aus. Es war inzwischen dunkel. B. erkannte auf einem großen Gebäude die Leuchtschrift *Hotel Zentra*. Der letzte Buchstabe war offenbar erloschen.

Er betrat mit seinem Gepäck das Foyer. An der Rezeption stand ein junger Mann und blätterte in einem dicken Buch. »Ich habe ein Zimmer gebucht«, sagte B. »Würden Sie mir bitte den Schlüssel geben und die Zimmernummer?« Der Mann reagierte erst, als B. seine Frage mehrmals wiederholt hatte.

»Die 63? Tut mir leid, das Zimmer ist erst morgen frei.«

»Dann seien Sie so nett und geben mir ein anderes Zimmer.«

»Das ist leider nicht möglich. Wir renovieren gerade. Es ist keine Saison. Sie sind unser einziger Gast.«

»Dann suche ich mir ein anderes Hotel.«

»Ich fürchte, Sie werden kein Glück haben. Wir sind das einzige

Haus, das nicht geschlossen hat. Aber Sie können in dem Sessel dort schlafen.«

So kam es, dass B. seine erste Nacht in der Stadt in einem unbequemen Sessel verbrachte. Draußen tobte ein Sturm. Windböen rüttelten an den heruntergelassenen Jalousien und raubten ihm den Schlaf. Er fragte sich, warum er sich auf dieses Abenteuer überhaupt eingelassen hatte. Es gab nur einen Grund: Er war zu einer Expedition aufgebrochen, deren Ziel er selbst war. Er hoffte herauszufinden, warum er so war, wie er war, warum sein Leben so verlaufen war, wie es verlaufen war. Gab es einen Sinn? Ein Muster? Eine Art Logik des Schicksals? Oder war alles bloßer Zufall, Kontingenz, wie es in der Philosophie hieß, ein absurdes Spiel der Beliebigkeiten, ein stochastisches Phänomen, wie es die Informationstheorie nennt?

Am Morgen erhob er sich mit schmerzenden Gliedern. »Frühstück gibt es in der Cafeteria. Dort gibt es auch eine Toilette, wo Sie sich frisch machen können«, sagte die Person an der Rezeption. Es war diesmal eine junge Frau, die B. freundlich anlächelte. »Ihr Zimmer wird gerade sauber gemacht. Sie können es heute Nachmittag beziehen.«

Das Institut, von dem sich B. Hilfe bei seinem Projekt erhoffte, lag in der Nähe des Hafens. Er ließ sich von der Dame an der Rezeption den Weg zum Fluss erklären. Dann folgte er der Uferpromenade. Er bemerkte dabei, dass die Strömung des Flusses genauso schnell war wie er selbst. Irgendwann musste er einen Seitenarm des Stroms auf einer Brücke queren. Als Kräne auftauchten – sie ragten wie Giraffenhälse über die Dächer der Lagerschuppen –, wusste er, dass er am Ziel war.

I

Das große Gebäude des Instituts war in einem guten Zustand. Schlicht und funktional, ein kühl wirkender Bau aus Glas und Beton. B. betrat die Drehtür, die sich automatisch in Gang setzte und ihn in einen langen Flur hineinschob. Wieder ging er kahle Wände entlang, wie schon so oft in seinem Leben. Und wie immer empfand er dies als unangenehm, als eine Einschränkung seiner Bewegungsfreiheit: Irgendwo hinzumüssen, ohne Möglichkeit, zu einer Seite entkommen zu können. Er glaubte plötzlich Schritte zu hören, die ihm in einem gewissen Abstand folgten, als würde ihn jemand beschatten. Aber als er sich umdrehte, war niemand zu sehen. Dann stand er vor einer angelehnten Tür, an der ein Zettel mit seinem Namen hing.

Als B. eintrat, fiel sein Blick zuerst auf den Rücken eines Mannes am Fenster. Die Person musste ihn gehört haben, aber sie drehte sich nicht um. Ihr Schweigen füllte den ganzen Raum. Doch da war auch ein leises Geräusch. Ein fernes, leicht an- und abschwellendes Rauschen. War es der Verkehr? Kam es von der Zentralheizung? War es der Fluss, der ganz in der Nähe ins Meer mündete, oder war es das Meer selbst, das dort draußen Treibgut ans Ufer spülte, Botschaften, die nie jemand würde entziffern können?

Dann hörte er eine Stimme. Sie klang fremd und kühl und drang wie aus weiter Ferne an sein Ohr.

»Legen Sie doch bitte den Mantel ab und setzen Sie sich. Machen Sie es sich bequem. Gefällt es Ihnen bei uns? Es ist vielleicht ein wenig kalt, aber es ist noch zu früh, die Heizung anzustellen. Ich habe Sie erwartet. Aber ich habe auch meine Zweifel gehabt, ob Sie wirklich kommen würden. Erinnern kann wie eine unbarmherzige Sonne sein, die schonungslos ihr Licht auf die Vergangenheit wirft.

Dabei kommt oft auch Unschönes zu Tage. Wenn ihre Strahlen auf eine glatte Fläche treffen, werden sie nur Langweiliges zu Tage fördern. Ist die Vergangenheit jedoch rau bewegt wie das Meer, kommt vielleicht ein Kunstwerk zum Vorschein. Wir werden herausfinden, wie es in Ihrem Fall ist. Fangen Sie an. Ich werde zuhören. Hin und wieder, vermutlich sehr selten, werde ich eine Frage stellen, die Sie übrigens nicht zu beantworten brauchen. Es genügt, wenn Sie sie in Ihrem Gedächtnis bewahren.«

B. nahm in dem schweren Ledersessel gegenüber dem Schreibtisch Platz und versuchte sich zu entspannen. Von hier aus konnte man von der Außenwelt nur ein Stück des Himmels hinter den beiden hohen Fenstern sehen. Der Sturm hatte sich inzwischen gelegt, aber die Wellen mussten sich immer noch an der Mole brechen. Die Wolkendecke war aufgerissen. Lücken zeigten sich am Himmel wie blaue Pfützen, deren Tiefe unendlich war. »Rückseitenwetter«, flüsterte B. Ein Fachbegriff aus der Meteorologie, der das wechselhafte Wetter mit Schauern, Sonne und Böen nach dem Durchzug einer Kaltfront bezeichnete. Es war eines seiner Lieblingswörter. Er hatte es zum ersten Mal von seinem Vater gehört.

B. dachte an die schattenhaften Gestalten, die er auf seinem Weg hierher gesehen hatte. Manche von ihnen hatten am Geländer der Flusspromenade gestanden und in die Strömung gestarrt. Sein Herz schlug kräftig. Vielleicht war er zu schnell gegangen.

Der Mann am Fenster ließ sich noch einmal vernehmen. Er sprach gegen die Fensterscheibe, die dabei beschlug. »Wollen Sie eine bestimmte Reihenfolge einhalten?«

»Ja, wenigstens soweit es mir möglich ist. Ich werde versuchen, mich an die Chronologie zu halten, obwohl ich manchmal den Eindruck habe, dass Zeit zu den eher vagen Kategorien meines Lebens zählte. Erinnerungen stehen offenbar keineswegs ordentlich Schlange vor dem Schalter unseres Gedächtnisses. Meistens irren sie ziellos herum wie über einen großen, leeren Platz. Man muss

Glück haben, um einer von ihnen zu begegnen. Aber es gibt noch einen anderen, vielleicht besseren Weg zurück in die Vergangenheit. Ich habe während meines Lebens an vielen verschiedenen und sehr unterschiedlichen Orten gewohnt, die mich geprägt haben. Daraus könnte sich eine Art Landkarte meines Lebens ergeben, so etwas wie seine Topographie. Sie würde ich als zweite Koordinate neben dem bloßen Nacheinander der Jahre hinzuziehen. Ich war nie ein Zeitmensch, ein Denk- oder Gefühlsmensch oder gar ein Menschenmensch. Ich war eher so etwas wie ein Ortsmensch.«

»Wie meinen Sie das?«

Der Mann am Fenster drehte sich um und sah ihn vermutlich an. Aber im Gegenlicht war sein Gesicht nicht zu erkennen, sonst hätte er in ihm vielleicht lesen können. Doch wahrscheinlich hätte das alles verdorben. Er war nicht hier, um sich auszusprechen, um Verständnis zu finden bei einem Freund, sondern um selbst etwas zu verstehen, etwas, was ihm bislang ein Rätsel geblieben war: die Summe seines Lebens. Teilbar nur durch sich selbst, wie er hoffte. Eine Primzahl also. Die Quintessenz. Das waren große Worte, aber B. hielt sich an ihnen fest wie ein Ertrinkender an einer Planke.

»Es gab immer Orte, an denen ich mich unwohl gefühlt habe, manchmal sogar alt, krank und gehetzt. Flure zum Beispiel oder Treppenhäuser, Parkplätze, Büroräume, Wartezimmer, selbst manche Wohn- und Schlafzimmer gehören dazu. Aber es gab auch Orte, an denen ich mich jünger fühlte, als ich in Wirklichkeit war. Zugabteile zum Beispiel, wenn sie sich durch die Landschaft bewegten. Und es gab sogar Orte, an denen ich mir einbildete, ganz ohne Alter zu sein. Am Meer oder an einsam gelegenen Seen konnte ich das Zeitgefühl fast völlig verlieren. Ortsmenschen wie ich reagieren meistens nur schwach auf ihre Mitmenschen. Alles, was sie interessiert, ist jenes Theaterstück, das sie ihr Leben nennen, das Stück, in dem Kulissen die Hauptrolle spielen, während die Menschen nur Statisten sind.«

B. hielt inne, denn er hatte das Gefühl, etwas zu zerreden, das sich hinter dem wehenden Vorhang seiner Gedanken verbarg. Der Mann am Fenster reagierte nicht. Sein Schweigen wirkte auffordernd wie das eines Priesters im Beichtstuhl. B. räusperte sich und fuhr fort:

»Es gibt Menschen, die sich am wohlsten in Wohnzimmern fühlen. Zu ihnen gehöre ich nicht. Andere mögen besonders Dachstuben, wegen des weiten Ausblicks. Es gibt auch Menschen, die ein Souterrain oder das Dämmerlicht eines Halbkellers bevorzugen. Wieder andere finden ihr Schlafzimmer am schönsten und richten es wohnlich ein. Es gibt Küchenmenschen oder Personen, denen ihr Arbeitszimmer über alles geht. Manche sind am liebsten in einer Werkstatt, wieder andere lieben die Kargheit einer Mönchszelle über alles oder den Trubel eines vollen Restaurants. Mein Lieblingsraum in einem Haus war immer schon der Wintergarten, die Veranda, diese Zwischenwelt zwischen Drinnen und Draußen. Man ist der Natur nahe und hat dennoch die Verbindung zum Inneren des Hauses nicht verloren. Ein Raum zwischen Winter und Sommer. Im Winter meistens zu kalt, im Sommer oft zu heiß, hat er seine beste Zeit im Frühjahr und im Herbst. Er hat gewöhnlich große Fenster. Auf den Fensterbrettern liegen tote Fliegen. Es gibt dort mehr schöne, sinnlose Dinge als sonst im Haus. Eine undichte Vase mit Strohblumen oder einen staubigen Gummibaum, eine verbeulte türkische Mokkakanne aus Kupfer, ein Glas mit unpolierten Bernsteinen, ein Flaschenschiff, von Seepocken bedeckte Muschelschalen, einen versteinerten Seeigel, das vergilbte Foto im Standrahmen, das einen im Krieg gefallenen Onkel zeigt. Fensterbretter von Veranden sind wie Tangstreifen des Lebens, an denen manches Strandgut angetrieben ist. Es gibt wichtige Veranden in meinem Leben. In ihnen konnte ich immer schon besser nachdenken als anderswo.«

Der Vorhang am Fenster bauschte sich in diesem Moment wie von einem Luftzug. B. merkte, dass er zu viel und zu schnell redete. Im milchigen Licht, das von draußen hereinfiel, glaubte er jetzt die

Gesichtszüge des Anderen zu erkennen. Sie wirkten starr wie die einer Larve. B. lehnte sich im Sessel zurück und versuchte, sich zu entspannen. Dabei erblickte er sich wie zufällig im Spiegel. Es irritierte ihn, dass er lächelte. Ein dummes Lächeln, wie es jemand aufsetzt, der keinen Grund dazu hat. Schnell sah er wieder zum Fenster. Ein Vogel flog draußen vorbei. Eine Krähe wahrscheinlich oder doch eine Amsel? »Die schwarze Lina«, flüsterte er. Dann begann er zu erzählen, langsam und stockend zuerst, schließlich immer fließender, als sei er in eine Strömung geraten, die ihn unwiderstehlich mit sich fort zog. Manchmal hatte er dabei das Gefühl, dass sich seine Erinnerungen zu einer eigenen Wirklichkeit verdichteten, die nicht mehr mit der Vergangenheit zu tun hatte als ein Schatten mit der Sonne.

*

Mein erster Lebensort war der Kopf meiner Mutter. Ich existierte dort bereits vor meiner Geburt, ja sogar schon vor meiner Zeugung. Es war ein seltsamer Ort. Seine Einrichtung verriet einen ungewöhnlichen Geschmack. Eine wilde Mischung aus Wünschen, Bedürfnissen, Träumen, Vorurteilen, Ängsten, Lektüre, wobei vor allem die Gedichte Rilkes eine wichtige Rolle spielten. Außerdem waren da einige kreative Fähigkeiten wie eine große zeichnerische Begabung und ein beachtliches Talent, anschaulich zu formulieren, und nicht zuletzt eine fast zwanghafte Neigung zum Inszenieren. Das mag nichts Ungewöhnliches sein, doch bei dieser jungen Frau kam eine enorme Energie hinzu, mit der sie die oftmals gegensätzlichen Stilelemente dieses Interieurs zu einer Einheit zu verbinden suchte. Es waren starke disparate Kräfte, die in ihr wirkten, die sich manchmal gegenseitig blockierten oder verstärkten und die ihre Person zu zerbrechen drohten. Äußerlich sah man ihr die komplizierten Verhältnisse ihres Innenlebens nicht an. Sie war vielleicht ein wenig

manisch depressiv oder hysterisch, doch verstand sie es blendend, den Eindruck einer hochbegabten, eleganten, selbstbewusst wirkenden Erscheinung zu erwecken. Die Oszillation ihrer Stimmungsschwankungen ergab, ähnlich wie das Vibrato eines Geigtones, den Gesamteindruck eines warmen, wohlklingenden Tones.

Margarete war schlank, und sie hatte rotblonde Haare. Ihre Stirn war sehr hoch und stark gewölbt. Sie erinnerte an ein Botticellipor-trät. Sie trug gern weite sommerliche Kleider oder saloppe Hosen, auch wenn es nicht in die Jahreszeit passte, aber solche Kleidungsstücke betonten ihre Figur. Die runde Stirn und ihr blasser Teint weckten bei Männern Beschützergefühle und die Neugier herauszufinden, welch kostbare Gedanken sich dahinter verbargen. Ihre haselnussbraunen Augen traten wegen einer Schilddrüsenüberfunktion ein wenig hervor, was ihnen einen Ausdruck höchster Interessiertheit verlieh, selbst wenn sie in Wahrheit gerade geistig abwesend war. Sie war in der Tat ziemlich häufig unkonzentriert und mit ihren Gedanken in Gefilden unterwegs, wohin ihr niemand folgen konnte. Das lag daran, dass diese junge Frau in sich wie in einem luxuriösen Gefängnis lebte, aus dem sie zwar ausbrechen wollte, ohne jedoch den Mut und die Mittel aufzubringen. Als sie auf die Idee kam, ein Kind haben zu wollen, suchte sie vermutlich einen ebenbürtigen Zellengenossen, mit dem sie ihre schwierig-schönen Haftbedingungen teilen konnte.

Ihre tiefe innere Unruhe hatte wohl Ursachen in ihrer Kindheit. Von ihrem zweiten bis siebenten Lebensjahr hatte sie in der polnischen Stadt Lodz gelebt, bei ihrer Tante Mary, da Margaretes Mutter sich nach der Scheidung von ihrem ersten Mann, einem Kölner Bauingenieur, ein neues Leben aufbauen wollte und ihr die Tochter dabei im Wege war. Die Mutter meiner Mutter nahm damals eine Stellung als Gesellschaftsdame in einem Wiesbadener Nobelhotel an, eine ideale Position, um auf Männerfang zu gehen. Als vierzehntes, letztes, verwöhntes und bildhübsches Kind eines böh-

mischen Glasfabrikanten war diese Frau ein Ausbund an Lebendigkeit. Sie hatte nichts Richtiges gelernt, aber sie war schön und redegewandt. Und sie verfügte über eine unbändige Lebenslust, gepaart mit dem, was man Lebensart nennt. Während ihr zweiter Mann eher einem Stockfisch ähnelte, der an der Leine der Konventionen im kalten Wind des Lebens trocknete, erinnerte sie an einen bunt schillernden Paradiesfisch, der zwischen Korallen und Tangbüscheln auf die Jagd nach Beute ging. Sie verfügte sogar über eine gewisse Bildung, die sie ausschließlich den Unterhaltungen mit ihren verschiedenen Liebhabern verdankte, denn sie, der jeder Mann augenblicks erst zu Füßen und dann im Schoße lag, bevorzugte kluge und reiche Männer. Dabei war sie nicht eigentlich berechnend. Es war vielmehr reiner Selbsterhaltungstrieb in einer schwierigen Welt, der sie so handeln ließ. Ob Hysterie, Ohnmachtsanfälle, Verweigerung, Intrigen, sie war Meisterin in jeder Form, einen Mann zu beherrschen. Zu ihren Enkeln war sie anders. Ihnen gegenüber war sie großzügig und voller mütterlicher Wärme, vielleicht weil hier die Kräfte der Sexualität nicht wirken konnten.

Tante Mary, die alle in der Familie Maruschka nannten, weil sie in Lodz in Polen lebte, war das genaue Gegenteil ihrer Schwester. Sie war nicht schön, sie verdrehte auch den Männern nicht den Kopf, obwohl sie mit zunehmendem Alter nicht nur ein wachsendes Faible für das Geistige, für Goethe, für Anthroposophie und chinesische Kunst entwickelte, sondern auch ein bizarres Liebesleben führte. Ihr Mann war Papierfabrikant. Das Paar war kinderlos, und Margarete diente ihnen fünf Jahre lang als Ersatztochter. Ihr Onkel muss sie sehr geliebt und verwöhnt haben. Oft kroch er mit ihr in eines der großen, hohlen Pferde aus Pappmaschee, die er für Karussells bauen ließ. Dort hatte er eng hinter dem kleinen Mädchen gesessen und mit ihm Reiten gespielt. Später hat meine Mutter behauptet, er habe sich an ihr vergangen, aber bei ihr wusste man nie, was Wirklichkeit war und was Phantasie.

Als ihre Mutter wieder geheiratet hatte, und zwar Ernst Müller, einen vermögenden, gutaussehenden Textilkaufmann mit ausgezeichneten Manieren, der auf einer seiner Geschäftsreisen für die Firma Passavant in jenem Wiesbadener Nobelhotel Station gemacht hatte, ließ sie die Tochter mit Einverständnis des neuen Gatten und der Hilfe eines deutschen Offiziers nach Deutschland zurückholen.

Die Familie zog in eine idyllische Waldkolonie südlich von Frankfurt am Main. Der Ort lag wie eine künstliche Insel inmitten eines Meeres von Laubbäumen. Beim Bau der Siedlung hatte man viele Bäume stehen lassen, sodass man den Eindruck haben konnte, immer noch mitten in der Natur zu wohnen. Nicht nur die Luft war hier besser als in der Großstadt. Es gab auch eine vom Gesang der Vögel gemusterte Stille, in der man die Anstrengungen der Lebensgeschäfte vergessen konnte, und deshalb zogen viele Reiche hierher. Auf den großzügig parzellierten Grundstücken standen bald schöne Villen. Viele sahen aus, als hätten sie Gesichter und Mützen oder Hüte auf. Ihre Fenster waren Augen, vor denen sich abends die Jalousien wie Lider schlossen, um morgens wieder aufgeschlagen zu werden zu langen Blicken in die gepflegten Vorgärten.

Margarete fiel es schwer, sich in ihr neues Dasein einzugewöhnen. Das lag wohl vor allem an den Bewohnern der Villenkolonie. Niemand hatte Verständnis für ihre Sensibilität, außer dem evangelischen Pfarrer Rieber, dessen Jugendgruppe sie besuchte und der sie mit der Lyrik Rilkes bekannt machte. Hinzu kamen die häufigen Streitereien ihrer Eltern, die vielen exaltierten Auftritte der Mutter, die ihrem Mann Untreue vorwarf. Die kleine Margarete litt sehr unter den Verhältnissen in ihrem Elternhaus, den ewigen Verdächtigungen, Vorwürfen, Eifersuchtsszenen und Streitereien. Eigentlich war ihr Stiefvater ein gütiger Mensch. Doch hatte ihn seine Frau während seiner Dienstreisen in Skandinavien als Vertreter der Textilfirma Passavant so oft betrogen, dass sein weiches Herz inzwischen versteinert war. Im Ort ein hochgeachteter Mann, hatte seine

Autorität im Hause etwas Unwirkliches. Sichtbare Insignie seiner scheinbaren Macht war eine neunschwänzige Lederpeitsche, die in der Küche an einem Nagel hing. Sie kam nur zweimal zum Einsatz. Einmal, nachdem Margarete die Bohnensuppe, die sie so sehr hasste, bei Tisch heimlich in ihre Schürzentasche gelöffelt hatte und, als man sich vom Tisch erhob, dieser Frevel nicht mehr zu verheimlichen war, ein andermal, als sie den ebenso sehr verabscheuten Hafereschleim aus dem Fenster gegossen hatte, wo er die grünen Weinblätter weißlich herabgetropft war.

Margarete war keine gute Schülerin. Mit siebzehn brach sie die Schule ab. Der Textilkaufmann besaß die Großzügigkeit, seiner Stieftochter auf der 1923 neu gegründeten Frankfurter Schule für freie und angewandte Kunst, auch Städelschule genannt, eine Ausbildung zur Malerin zu finanzieren. Täglich fuhr sie nun mit dem Zug in die Stadt. Sie liebte die Arbeit im Atelier, bei der alle Schüler weiße Kittel trugen. Weiß war ihre Lieblingsfarbe. Barg sie nicht alle anderen Farben in sich? Sie liebte auch den Geruch von Terpentin und Fixiermitteln. Allmählich schien sich ihre innere Unruhe zu legen.

Ihre Eltern hatten inzwischen ein Kind bekommen, doch mit ihrer jüngeren Halbschwester verstand sich Margarete nicht. Die Halbschwester war im Gegensatz zu ihr ein durch und durch irdischer Mensch. Auch äußerlich waren die beiden Mädchen grundverschieden. Die eine mit ihren rotblonden Haaren und der Porzellanhaut ein nordischer Typ, die andere dunkel, brünett, ein südlicher Typ. Sie stritten oft erbarmungslos miteinander.

Wenn das Leben in der vornehmen Villa am Waldrand mit den Rosenbögen und den weißen Gartenmöbeln gleichwohl nach und nach in ruhigeres Fahrwasser zu kommen schien, dann lag das nicht zuletzt an der neunzigjährigen Großmutter mütterlicherseits, die vierzehn Kinder bekommen und neun davon großgezogen hatte. Sie zitterte und wackelte beständig mit dem Kopf, sodass man den

Eindruck haben konnte, sie sage immer zu allem nein. Dabei bejahte sie das Leben und die Menschen, selbst wenn sie Fehler hatten. Sie verursachte kaum Kosten, aß nur wenig, vor allem Brei und Suppen, denn sie hatte nur noch einen einzigen, jedoch großen Schneidezahn im Unterkiefer. Das verlieh ihr zwar ein hexenhaftes Aussehen, aber ihre Augen waren voller Güte. Der zweite Ruhepol in der Villa war die Hausmamsell, eine Analphabetin, die für alle groben Arbeiten im Haus zuständig war. Sie holte die glühende Asche mit bloßen Händen aus dem Kochherd, und sie trug zu allen Jahreszeiten mehrere dunkle Wollröcke übereinander und darunter keine Unterwäsche, wie sie mir Jahre später einmal kichernd demonstrierte.

Ende der zwanziger Jahre ernannte die Firma Passavant ihren Angestellten Ernst Müller zum Leiter der neuen Hauptstadtfiliale. Die Villa in der Waldkolonie wurde verkauft und der Umzug nach Berlin organisiert.

Wieder war die Unruhe zurück. Margarete weinte nächtelang. Doch der Umzug nach Berlin bot ihr auch die Möglichkeit eines Neuanfangs. Ihr neues Leben war voller Reize. Alles war offener, eleganter, weiter gefasst. Pfarrer Rieber schrieb seiner ehemaligen Lieblingsschülerin, dass er sich Sorgen mache, sie könne im Lichtermeer dieser Stadt ertrinken, aber sie ertrank keineswegs, vielmehr segelte sie sogar bald schon auf dem Wannsee, der ihr vorkam wie ein Ozean mit Ufern wie gemalte Kulissen. Vor allem die berühmte Pfaueninsel faszinierte sie. Auf dieser Insel mit den künstlichen Ruinen und den wie von sich selbst gemalten Vögeln, die Palette und Pinsel als gespreizte, schillernde Schwanzfedern bei sich zu führen schienen, hätte sie gerne gelebt. Sie seufzte über sich selbst, denn sie wusste ja, woher diese Träumereien kamen. Sie hatte eben einfach zu viel Phantasie.

Ernst Müller finanzierte seiner künstlerisch hochbegabten Stieftochter ein Studium an der berühmten Schule Reimann in Schöneberg mit dem Schwerpunkt Modezeichnen. Ihr Lehrer für dieses

Fach war der bekannte Maler, Modedesigner und Bühnenbildner Ludwig Erkner. Erkner machte seine Schüler mit den französischen Impressionisten Renoir, Matisse und Cézanne bekannt. Der Unterricht war ganz anders als auf der Städelschule. Er war locker und von viel Gelächter begleitet. Die neue Schülerin fand Anerkennung für ihre eleganten Modeentwürfe und die in feiner Technik ausgeführten Aquarelle. Vom Lehrer ermutigt, bemühte sie sich bald, beruflich Fuß zu fassen. Sie bewarb sich mit ihren Entwürfen bei verschiedenen Journalen. Obwohl alle ihre Bewerbungen erfolglos blieben, gab sie nicht auf. Allerdings kaprizierte sie sich fortan darauf, ihre Bilder in sich hinein auf die Leinwand ihrer Seele zu malen und nach außen hin das Leben einer von den Umständen verwöhnten, attraktiven jungen Frau zu genießen. Margarete tanzte viel und gerne. Das Theater Max Reinhardts und Erwin Piscators begeisterte sie. Da wurden Stücke gezeigt, die in Häusern ohne Fassade spielten. So ein Wohnen wünschte sie sich, ohne Gefängnismauern, die den Blick begrenzen.

Seit einiger Zeit war Margarete verlobt. Ihr Auserwählter sah aus wie das Musterbeispiel eines Ariers. Groß, breitschultrig, hellblond, aus den besten Kreisen, ein guter Jollensegler und Tennisspieler. Er trug den wunderbar deutschen Vornamen Peter und hatte nur einen Makel: Er war Jude. Peter und sie hatten sich beim Tennis kennengelernt. Sie waren oft mit seiner Jolle auf dem Wasser. Anschließend saßen sie im *Loretta*, tranken Berliner Weiße mit Schuss und stießen auf die Zukunft an. Einmal legte sie einen Bierdeckel auf ihr Glas. »Wegen der Mücken«, erläuterte sie. »Miggedeckel nennt man das in meiner Heimat«. Das Wort Heimat kam ihr plötzlich komisch vor. Es schwirrte und kitzelte im Mund. Sie wechselte deshalb das Thema und sprach über Rilke. »Rilke ist etwas Besonderes«, sagte sie. »Die Wörter in seinen Texten sind dunkel und hell zugleich. Das verleiht ihnen das Licht der Dämmerung, in dem alles größer aussieht, als es in Wirklichkeit ist. Du musst unbedingt sein ›Stunden-

buch« lesen. »Ich liebe meines Wesens Dunkelstunden, in welchen meine Sinne sich vertiefen.« Ist das nicht herrlich formuliert?« Peter sah sie voller Bewunderung an. Sie konnte so schöne Dinge sagen.

Im Souterrain ihrer Villa im Grunewald wohnte zurückgezogen ein Mann namens Siegfried Kracauer zur Miete, der, wie sie von ihrer Mutter wusste, an einem Romanmanuskript arbeitete. Oft überlegte Margarete, ob sie nicht mit ihm über Rilke sprechen sollte. Über sein »Stundenbuch«. Warum das Wort »dunkel« darin so oft vorkam. »Du Dunkelheit, aus der ich stamme, ich liebe dich mehr als die Flamme, welche die Welt begrenzt, indem sie glänzt.« Das war auch ihr Credo. Sie war zweifellos ein Kind der Dunkelheit. Sie hatte so viel Melancholie in sich, dass es bestimmt für ein ganzes Leben reichte. Sie stellte sich den Panther aus Rilkes Gedicht vor, wie er in seinem Käfig auf und ab lief. Er war wie sie: gefangen, ruhelos, voller Sehnsucht nach grenzenloser Weite. Die Menschen gleichen Gitterstäben, dachte sie. Die Eltern, die Freunde, sogar ihr Verlobter.

Zu ihrer inneren Dunkelheit gehörte, dass sie nicht wusste, wer ihr leiblicher Vater war. Sie trug zwar den Namen des ersten Ehegatten ihrer Mutter, aber es war mehr als unsicher, ob dieser auch ihr Erzeuger war. Sie hatte einen Grund für diesen Verdacht. Anfang Februar – ihr Stiefvater war wieder einmal im hohen Norden auf einer seiner langen Geschäftsreisen – erschien ein großer, jovialer, glatzköpfiger Herr in ihrer Villa. Als sie in seine Augen sah, hatte sie das Gefühl, in ihre eigenen zu blicken. Der Vertrautfremde, von Beruf Bankdirektor, wie sie später erfuhr, hatte einen großen Strauß Lilien dabei. Er legte ihn auf die Treppenstufen und umarmte ihre Mutter, wobei er sie ein wenig hochhob. Eine Weile hing sie an ihm wie eine Schlingpflanze an einem Baumstamm. Am Abend gingen sie zu dritt auf einen großen Tanzball des Rheinischen Carneval Vereins Berlin, der im *Rheingold*, einem Berliner Luxushotel, stattfand. Die Mutter saß mit geröteten Wangen neben dem Besucher. Die Tochter wurde immer wieder zum Tanzen aufgefordert, was

ihr nur recht war, denn die Nähe des freundlichen Bankdirektors war ihr nicht geheuer. Der Besuch übernachtete im Gästezimmer. Am nächsten Tag lud er die beiden Frauen zu einem Bummel über den Kudamm ein. Er kaufte großzügige Geschenke für die Damen, um sich, wie er meinte, für die Gastfreundschaft erkenntlich zu zeigen. Margarete bekam einen weißen Kaschmirpullover mit einem aufgestickten schwarzen Steuerrad. Dann reiste er wieder ab. Am Abend fragte Margarete, wer dieser Herr sei. Sie glaube, ihn irgendwo schon einmal gesehen zu haben. »Natürlich hast du ihn gesehen. Das war vor 15 Jahren. Du warst sechs Jahre alt. Willy hat dich im Auftrag von mir und deinem Vater aus Polen herausgeholt. Willy war damals Offizier der Reichswehr und hatte gute Verbindungen. Du weißt jetzt übrigens auch, wer dein leiblicher Vater ist.« Diese Äußerung traf Margarete wie ein Blitzschlag. Sie rannte auf ihr Zimmer und schloss sich ein. »Alle lügen sie«, schluchzte sie. »Alle außer meiner Großmutter und Anna. Meine Mutter lügt, mein Vater lügt, bestimmt auch Peter.«

Eines war ihr klar, sie selbst würde anders sein. Sie würde sich immer der reinen Wahrheit verpflichtet fühlen, und sie würde so lange nach einem Menschen suchen, der so zu fühlen vermochte wie sie, bis sie ihn gefunden hatte.

Der Ehekrieg in der Grunewaldvilla wurde inzwischen immer heftiger. Die Frau des Hauses bezichtigte ihren Gatten wieder einmal der Untreue, seit sie in seinem Anzug eine auf seinen Namen ausgestellte Hotelrechnung über ein Zweibettzimmer gefunden hatte. Seine Verteidigung, es handle sich um die Rechnung eines Namensvetters, die er als Notizzettel benutzt habe, wirkte ziemlich hilflos. Als er in seiner Not von der Direktion des fraglichen Hotels in Erfurt die Auskunft einholte, er sei in jener Nacht überhaupt nicht in diesem Etablissement gewesen, und als er außerdem von einem Hotel der Nachbarstadt Weimar die Bestätigung erhielt, er habe tatsächlich dort übernachtet, erntete er nur die höhnische Bemerkung,

solche Belege könne man von jedem Portier mühelos gegen eine geringe Geldsumme erhalten.

Dann kam im Oktober 1929 jener berüchtigte Schwarze Freitag, an dem der Handel an der New Yorker Börse mehrfach zusammenbrach mit der Folge einer weltweiten Hyperdeflation. Die Firma Passavant musste ihre Berliner Dependance schließen, und Ernst Müller musste die Villa im Grunewald unter großen Verlusten verkaufen. Er entschloss sich, wieder zurück in die Nähe von Frankfurt zu ziehen, wo er, gestützt auf seine großen Kenntnisse in der Textilbranche und seine vielen nationalen und internationalen Beziehungen, ein eigenes Unternehmen aufbauen wollte. Für Margarete war es erneut ein schwerer Schlag, denn sie liebte inzwischen das freie Leben in Berlin, das Treiben auf den Boulevards, das Glitzern des Wannsees im Abendlicht, das Stimmengewirr in den Cafés und auf den Fluren der Schule Reimann. Vieles davon gab es auch in Frankfurt, aber gedämpfter, geordneter, gebändigter von den bürgerlichen Verhältnissen in diesem Zentrum der Banken.

Ein Schlag war es auch für den Mieter im Souterrain, der nun seine günstige Wohnung aufgeben musste. Kurz bevor er auszog, fand Margarete endlich den Mut, ihn zu besuchen. Die Tür zu seiner Wohnung war angelehnt. Der Mann war gerade dabei, seine Bücher und Manuskripte in Kartons zu verpacken. Eine Weile sah sie ihm stumm dabei zu. Er sah ihrer Meinung nach nicht besonders gut aus mit seinen glatten, zur Seite gekämmten Haaren und dem runden, fliehenden Kinn. Als er sie entdeckte und mit seinen großen, sanften Augen neugierig anblickte und sie dann stotternd aufforderte, auf dem Schreibtischstuhl Platz zu nehmen, sagte sie nur: »Vielen Dank, Herr Kracauer. Ich will Sie nicht stören. Ich gehe gleich wieder. Es ist so schade, dass wir Berlin verlassen müssen. Die Stadt ist so schön groß und doch irgendwie so intim.« Eigentlich hatte sie sagen wollen, dass die Weitläufigkeit der Stadt den Käfig so geräumig machte, dass man die Gitterstäbe fast nicht mehr sah. Der Mann

nickte. Dann sagte er: »Ja, aber es gibt bessere Städte. Marseille zum Beispiel. Das ist eine große Hafenstadt. Hafenstädte haben den Vorteil, dass sie an einer Seite über eine offene Tür zum Wasser verfügen. Wohin gehen Ihre Eltern?« Sein Stottern irritierte Margarete.

»Nach Frankfurt. Ich mag die Stadt nicht. Sie hat so wenig Poesie.«

»Das stimmt. Ich kenne Frankfurt. Es ist meine Heimatstadt, wie man so gerne irreführend sagt. Ich bin da geboren.«

»Es ist auch meine Heimat. Ich bin bei Frankfurt aufgewachsen. Schreiben Sie an einem Buch?«

»Ja. An einem Roman gegen den Krieg.«

»Das ist gut. Kriege sind etwas Scheußliches. Ich werde das Buch kaufen, wenn es erschienen ist.«

»Ich werde es aber nicht unter meinem Namen veröffentlichen, weil das zu gefährlich wäre.«

»Sie sind Jude, nicht wahr?«

»Ja. Aber kein gläubiger.«

»Wie mein Verlobter. Er ist auch ein ungläubiger Jude. Ich werde Ihren Roman trotzdem lesen. Unter welchem Pseudonym wird er veröffentlicht?«

»Unter gar keinem. Auf der Titelseite wird nur stehen: ›Ginster – Von ihm selbst geschrieben‹. Ich nehme den Namen des Helden an: Ginster.«

»Das ist eine fantastische Idee. Die Romanfigur hat das Buch selbst geschrieben. Welche Einheit von Traum und Wirklichkeit!«

Er lächelte. »Das nennt man auch romantische Ironie. Sie sollten übrigens schreiben, gnädiges Fräulein. Schreiben Sie doch Tagebuch. Das wäre ein Anfang.«

»Daran habe ich auch schon gedacht. Aber ich male lieber. Dabei kann man auch etwas festhalten.«

Wenig später ging Margarete, und Kracauer machte sich daran, den Karton sorgfältig zu verschnüren. Die kurze Begegnung hatte sie aufgewühlt. Von diesem Menschen ging etwas Verstörendes aus.

Nein, einen solchen Mann würde sie niemals heiraten. Mochte er auch noch so klug und gebildet sein. Ganz gegen ihren Willen begann sie zu grübeln. Sie sollte zurück ins alte Gefängnisleben, und davor graute ihr.

An einem der folgenden Tage traf sich Margarete mit ihrem Verlobten im *Loretta*, um den Abschied zu zelebrieren. Peter machte ein unglückliches Gesicht. Er hielt ihre Hand und drückte sie fest. Über dem Wannsee ging brennend rot die Abendsonne unter. »Ich möchte meinem Sohn eine gute Mutter sein. Auch in schweren Zeiten«, sagte sie. »Welcher Sohn?« Er sah sie irritiert an. »Sieh mal, die untergehende Sonne«, fuhr sie fort. In ihren Augen glitzerten Tränen, die das Abendlicht blutrot färbte. »Es sieht aus, als ob es weit im Westen brennt. Als ob dort ein Unglück geschehen wäre.« Sie tranken noch ein Glas, und dann brachte Peter Margarete nach Hause. Im Eingang küsste er sie ein letztes Mal zum Abschied.

Am folgenden Tag fuhren sie mit der großen schwarzen Limousine Richtung Frankfurt. Der Chauffeur, der Mann, die Frau, die Kinder, die Hausmamsell Anna und die Großmutter. Der Handelsvertreter verfügte trotz seiner Verluste an der Börse noch über genügend Geld, um in der Waldkolonie wieder ein ansehnliches Grundstück zu erwerben und sich ein Haus im modernen, sachlichen Stil bauen zu lassen. Nach Fertigstellung der Villa führte man trotz der schlechten Zeiten erneut ein großes Haus mit Dienstpersonal. Ein Fahrer für den sechssitzigen Adler, ein Gärtner für den übersichtlich angelegten Garten, die alte Hausmamsell Anna und ein Dienstmädchen, das oft wechselte, denn die Hausherrin misstraute der erotischen Ausstrahlung junger Mädchen. Die Küche war modern ausgestattet. Es gab sogar einen mit Gas betriebenen Herd und einen Kühlschrank. Trotzdem bestand die Hausherrin darauf, weiter auf einem Kohlenherd zu kochen, denn ihrer Ansicht nach konnte man nur so gute Soßen erzielen. Gleich neben dem Signalkasten, dessen fallende Ziffern melden sollten, in welchem der Zimmer Personal

gebraucht wurde, hing die Neunschwänzige. Der Signalkasten war bald kaputt. Das war nicht schlimm, denn Anna konnte sowieso keine Zahlen lesen.

Im selben Jahr wurde die Hausherrin erneut schwanger, diesmal mit einem Sohn, den der Textilkaufmann als seinen Stammhalter anerkennen musste, obwohl er ihm, sowohl was sein Aussehen als auch was sein Naturell betraf, immer fremd bleiben sollte. Dann verstarb die Großmutter, nachdem sie sich auf dem Eröffnungsball des neuen Hauses beim Walzertanzen das Bein gebrochen hatte.

Zwischen den beiden Halbschwwestern kam es auch nach der Rückkehr in die Waldkolonie regelmäßig zu seelischen Verletzungen. Als die ältere Schwester einmal in die Hose gemacht und das beschmutzte Kleidungsstück neben dem Grabstein ihrer Großmutter vergraben hatte, um der neunschwänzigen Katze zu entgehen, verpetzte die jüngere sie. Margarete rächte sich grausam. Sie wusste, dass die andere eine schwache Blase hatte. Als bei einem anderen Ball die Debütantin hoch erregt in einem wunderschönen Kleid den von Kerzen erleuchteten Salon betrat, näherte sich ihre Schwester und flüsterte ihr ins Ohr: »Na, pladdert's schon?« Ein Rinnsal war die Folge, das ihr über den Seidenstrumpf lief und neben ihren Tanzschuhen eine Pfütze bildete.

Im neuen Haus der Familie war der dichtende Rittmeister Binding, ein prominenter Bewohner der Waldkolonie, ein gern gesehener Gast. Er hatte eine völkisch-nationale Gesinnung und bewunderte die Rhetorik Adolf Hitlers, was ihn jedoch nicht daran hinderte, zu einem Maler wie Max Beckmann ein freundschaftliches Verhältnis zu unterhalten. Beckmann leitete seit 1925 eine Meisterklasse an der Frankfurter Kunsthochschule. Margarete hatte ihn zuweilen aus der Ferne gesehen, als sie die Anfängerklasse im Städel besuchte. Der strenge Blick und der breite Schädel des Mannes hatten sie eingeschüchtert. Sie war froh gewesen, ihn nicht als Lehrer zu haben. Da Ernst Müller erneut etwas für die Fortbildung sei-

ner Stieftochter tun wollte, brachte er Binding dazu, seinen Freund Beckmann zu überreden, sie als Gasthörerin in seiner Meisterklasse aus handverlesenen Schülern zu akzeptieren. Als Margarete daraufhin im Sommer 1932 mit ihren Skizzen von langbeinigen Frauen in Pelzmänteln und eleganten Kostümen in der Kunstschule erschien, war sie schockiert, weil der Maler keinen einzigen Blick in ihre Mappe warf, stattdessen einen Korb voller grüner Heringe auf einem großen Tisch ausleerte und die Schüler aufforderte, die Fische während ihres Verwesungsprozesses immer wieder zu malen. »Malen, nicht reden«, antwortete er knapp auf Fragen der Studenten. Es war heiß, und der Gestank, der von den Fischen ausging, wurde von Tag zu Tag unerträglicher.

Da die antijüdische Stimmung inzwischen überall im Land zunahm, sorgte Ernst Müller mit Hilfe seiner guten internationalen Verbindungen dafür, dass sein zukünftiger Schwiegersohn von Berlin über Schweden nach Kapstadt auswandern konnte. Dort sollte er auf seine Braut warten, die nachkommen würde, sobald er sich einigermaßen eingerichtet hätte.

Die Zeiten wurden immer schlechter. Beckmann wurde entlassen, seine Bilder wanderten als entartete Kunst in die Depots oder wurden ins Ausland verkauft. Margarete hatte in dieser Zeit zunehmend das Gefühl, dass sich die Gitterstäbe des Käfigs, in dem sie sich seit Jahren befand, mehr und mehr in fensterlose eiserne Wände verwandelten. Rittmeister Binding hatte trotz seiner völkisch-nationalen Gesinnung einen erlesenen Geschmack. Er ließ Beckmann kommen, um sich von ihm porträtieren zu lassen. Im Anschluss an eine dieser Porträtsitzungen waren beide im Hause Ernst Müllers zu Gast. Beckmann hatte vortreffliche Manieren, und er war ein genauso großer Genießer wie Binding. Im Bereich der Gaumenfreuden waren sie sich trotz ihrer kontroversen politischen Ansichten einig. Ernst Müller inspizierte mit seinen Gästen den gut gefüllten Weinkeller. Sie brachten einige Flaschen hoch, und da sie in ihren Gesprächen

jede politische Äußerung vermieden, wurde es ein harmonischer und gelöster Abend, bei dem auch der Hausherr allmählich aus seiner gewöhnlichen Versteinerung erwachte. Margarete irritierte es, dass Beckmann mit keinem Wort erwähnte, dass sie bei ihm hospitiert hatte. Vielleicht hatte er sie nicht wiedererkannt. An ihrem Hals zeigten sich rote Flecken. Nachdem sie mehrere Gläser Wein getrunken hatte, traute sie sich, Beckmann zu fragen, worauf es denn beim Malen eigentlich ankäme. Er sah sie belustigt an. »Es gibt keine Regeln, meine Gnädigste. Höchstens einige Verhaltensweisen, die man empfehlen kann. Sie müssen zum Beispiel Ihren Verstand möglichst ausschalten und Ihrer Hand folgen, die ihrerseits dem Herzen folgt, und dieses folgt wiederum den Augen. Sie müssen also die Dinge, die Sie darstellen wollen, so lange mit Ihren Augen und durch sie hindurch mit Ihrem Gefühl betrachten, bis diese ihr Geheimnis preisgeben. Sehen Sie zum Beispiel den kleinen Sessel da drüben? Er ist im Chippendale-Stil gefertigt. Das ist jedoch nur der äußere Anschein. Sie dürfen ihn nicht einfach abkonterfeien. Sie müssen ihn lange genug ansehen, bis er Ihnen seine eigentliche Wahrheit offenbart. Die Wahrheit nicht irgendeines Sessels in einem bestimmten Stil, sondern eben dieses einen Exemplars. Sehen Sie, er ist ein wenig durchgessen, und die rechte Armlehne ist stärker abgenutzt als die linke. Dieser Stuhl hat einen ganz eigenen Charakter. Er ist ein Individuum. Vielleicht ist er in seinem Wesen blau, obwohl er altrosa bezogen ist. Mehr ist dazu nicht zu sagen.« Er verzog seine breiten, sinnlichen Lippen zu einem Lächeln, sog an seiner Zigarettenspitze und hob das Glas, um mit ihr anzustoßen. Margarete blickte dabei zu Boden, als sei die Wahrheit dieses rätselhaften Mannes eher ungeeignet für eine Wahrnehmung.

Der dichtende Rittmeister neben Beckmann hatte die ganze Zeit über geschwiegen und sich an seinem Glas Rheinwein festgehalten. Nun sah er die Gelegenheit gekommen, sich wirkungsvoll einzumischen. »Mit dem Erzählen ist es übrigens ähnlich, meine Gnä-

digste. Wenn man die Farbe der Wörter auf die leere Leinwand eines Stück Papiers aufträgt, muss man aufpassen, es nicht zu weit dabei zu treiben. Eine gewisse Sparsamkeit ist nötig. Eine elegante Sparsamkeit sozusagen. Sonst sieht man die Dinge, um die es geht, hinter den Wörtern nicht mehr. Stil nennt man das. Er ist entscheidend für eine Aussage, auch wenn das für einen Stuhl nicht unbedingt gilt.« Er lächelte zufrieden wie jemand, der zwar selbst nicht recht versteht, was er sagt, der sich jedoch sicher ist, dass er sich formvollendet ausgedrückt hat. Margarete indessen dachte bei sich: Malen, was ist das schon. Sie brauchte dazu keine Leinwand, keine Farben, keine Pinsel. Sie malte ja unaufhörlich mit ihren Augen, und die Farben kamen dabei aus ihrem Inneren. Die Leinwand aber war die ganze Welt. Und schreiben? Ja, das würde sie vielleicht dereinst auch einmal versuchen. Interessante Texte gab es genug in ihr, und wenn sie sie aufs Papier brachte, würde sie sie dabei sicher weniger stark verderben, als es bei Bildern der Fall war.

In diesem Moment betrat die Dame des Hauses mit einem Tablett den Salon mit den chinesischen Vasen, dem Seilerflügel, den edlen Perserteppichen, den kolorierten Stichen mit italienischen Motiven und dem Gipsabguss der Lebendmaske Goethes mit Lorbeerkranz an der Wand. Auf dem Tablett lagen, dicht an dicht, geöffnete Austern. Sie trat zu der Gruppe, die ihr am nächsten stand. »Bitte schön, greifen Sie zu. Es ist meinem Mann gelungen, diesen wahren Schatz bei einem Fischhändler in Frankfurt zu heben.« Es war ihr nicht anzumerken, dass sie sich ärgerte, so lange in der Küche gewesen zu sein und an den Gesprächen nicht teilgenommen zu haben. Beckmann schnappte sich eine Auster und schlürfte sie mit geschlossenen Augen. »Herrlich. Das ist das Meer. Oder wenigstens sein bester Botschafter. Es ist schon eine Weile her, dass ich in diesen Genuss gekommen bin. Die Kommunisten haben es mir übrigens verübelt, dass ich in unseren Zeiten der Armut und Lebensmittelknappheit häufig Austern in meine Bilder hineingemalt habe. Das zeigt, wie

wenig sie von Kunst verstehen. Ist sie doch häufig nur ein Ausdruck ehrlicher Sehnsucht. Und die prüden Nazis mögen meine Austern nicht, weil sie sich durch sie an das weibliche Geschlechtsorgan erinnert fühlen.« Er lächelte souverän und beobachtete, wie sich die roten Flecken am Hals der Tochter des Hauses vermehrten. Auch Binding schlürfte seine Auster. Dann äußerte er: »Tut mir leid mein Freund, etwas stimmt nicht an Ihrem Vergleich. Austern lassen sich schwerer öffnen.« Er war zufrieden mit seinem Bonmot, ging hinüber zu Ernst Müller und bedankte sich umständlich für die lukullische Überraschung. Margarete aber war froh, dass sich jetzt der Klavierlehrer, ein außergewöhnlich gut aussehender Mann und Freund des Hauses, auf die breite gepolsterte Klavierbank setzte und die Gastgeberin herbeiwinkte. Er begann mit dem Vorspiel. Dann sang die Hausherrin, den einen Unterarm auf das polierte schwarze Holz des Flügels gestützt, mit ihrer schönen, warmen Altstimme ein Lied aus dem Zyklus »Die schöne Müllerin« von Franz Schubert. »Das Wandern ist des Müllers Lust ...« Das Pikante daran war, dass der Hausherr Müller hieß und als Handlungsreisender sehr viel unterwegs war.

*

B. hatte aufgehört zu erzählen, so plötzlich, als sei ihm der Faden gerissen. Er war sich während seines Berichtes so sicher wie noch nie gewesen, dass die Unruhe seiner Mutter auch seine Unruhe war. Sie hatte sich auf ihn übertragen, vielleicht schon während der Schwangerschaft. Er war im Übrigen erstaunt darüber, wie leicht ihm sein Bericht gefallen war. So, als hätten sich die Worte schon lange in seinem Kopf gebildet, ähnlich Seerosen, die in der Tiefe im Schlamm knospen und eine Weile brauchen, bis sie sich an der Oberfläche des Wassers entfalten. Nun aber presste er die Lippen zusammen, als wollte er der Stummheit des Anderen ein noch tieferes Schweigen

entgegenzusetzen. Der löste sich nach einer Weile aus seinem Schatten und kam näher. Er bewegte sich leicht und schnell, fast als hätte er kein Gewicht. Dabei verstand er es wieder, im Gegenlicht zu bleiben, sodass sein Gesicht nach wie vor nicht zu erkennen war. Dann spürte B. seinen Atem im Nacken. Kühle Hände legten sich um seinen Hals. Sie glitten auf seine Schultern herab und begannen, seine Nackenmuskulatur zu kneten. »Entspannen Sie sich«, sagte die Stimme. »Sie haben noch einen weiten Weg zurück vor sich.«

Nach einer Weile entfernten sich die Hände wieder und hinterließen einen angenehmen Schmerz in B.s Nackenpartie. Der Andere ging mit langen, geräuschlosen Schritten zur Tür und öffnete sie. Ein kalter Lufthauch zog durch den Raum. Es war finster im Flur. »Ich glaube, Sie haben Ihrer Mutter gegenüber ein schlechtes Gewissen. Sie fühlten sich ein Leben lang von ihr betrogen, aber eigentlich waren Sie selbst der Betrüger. Kommen Sie morgen wieder, zur gleichen Zeit. Verspäten Sie sich nicht. Ihre Zeit ist kostbar.«

Draußen herrschte ein diffuses Licht, das wie ein feiner Schleier über allen Dingen lag. B. ging den Fluss entlang, stromaufwärts in Richtung Innenstadt. Die Strömung hatte aufgehört. Die auflaufende Flut hatte sie zum Stillstand gebracht. Plötzlich gewahrte er etwas im trübgelben Wasser, das wie ein schwimmender Mensch aussah. Er trat an die Brüstung und beugte sich hinab. Nun erkannte er, dass es nur ein vollgesogenes Kleid war, das sich im auf und ab schwappenden Wasser bewegte. Der Stoff kam ihm bekannt vor. Große weiße Margeriten, auf blauen Untergrund gedruckt. Als Kleinkind hatte er oft versucht, diese Blumen vom Kleid seiner Mutter zu pflücken.

B. versuchte, sich den Weg zurück zum Hotel einzuprägen. Er würde ihn die nächste Zeit täglich zurücklegen müssen. Jetzt, auf dem Rückweg, verließ er sich ganz auf seinen Ortssinn, denn es gab niemanden, den er nach dem Weg fragen konnte. Er folgte weiter der Uferstraße flussaufwärts und bog dann in eines der gewundenen

Gässchen ein, die zur Altstadt gehörten. Auch sie waren ohne Leben. Die meisten Fensterläden waren geschlossen, ebenso die wenigen Geschäfte, an denen er vorbeikam. Eine Weile irrte B. umher, bog immer wieder in neue Straßen ein. Er ärgerte sich, dass er sich an der Rezeption keinen Stadtplan hatte geben lassen. Schon wollte er aufgeben, da öffnete sich die Straße auf den großen Platz mit dem Ehrenmal, an dem das Hotel lag. Als er gestern Abend angekommen war, war es schon dunkel gewesen, und in der dürftigen Straßenbeleuchtung hatte er sich vom Äußeren des großen Gebäudes kein Bild verschaffen können. Diesmal nahm er die Fassade genauer in Augenschein. Er sah nun, dass es ein ziemlich alter Bau im Bäderstil der Belle Époque war. Offenbar hatte das Gebäude seine besten Jahre längst hinter sich. Der hellgraue Putz der Fassade war an einigen Stellen rissig, und etliche der Verzierungen über und unter den Fenstern waren abgebrochen.

Als B. das Foyer betrat, strömte ihm eine feuchte Wärme entgegen, in der es muffig nach Putzmitteln und alter Wäsche roch. An der Rezeption war niemand. Er langte über den Tresen und griff sich den Schlüssel mit der Nummer 63, in der Annahme, dass das Zimmer mittlerweile fertig hergerichtet sein musste. Dort roch es nach frischer Farbe. Die Bettdecke war zurückgeschlagen. Auf dem Kissen lag ein rotes, in Zellophanpapier gewickeltes Bonbon, und auf dem kleinen Tischchen standen eine Vase mit wächsernen Schnittblumen, ein kleines Fläschchen Sekt und ein Glas, an dem ein weißes Kuvert mit seinem Namen lehnte. Er öffnete es, zog die Karte heraus und las »Das Personal wünscht Ihnen einen angenehmen Aufenthalt«. Die übliche Floskel. Erstaunlich nur, dass der Satz in Sütterlin geschrieben worden war.

B. sah sich im Zimmer um. Die Einrichtung war wenig einladend. Ein großer Kleiderschrank, eine Anrichte mit eingebauter Minibar, zwei Sessel, der eine rot, der andere blau bezogen, ein nierenförmiger schwarzer Glastisch. Die Minibar enthielt nur eine einzige

Flasche mit einem blauen Etikett. Zu B.s Verwunderung gab es keinen Fernseher. Das war für ein modernes Hotel sehr ungewöhnlich. Viele Dinge zeigten Abnutzungsspuren, abgeplatztes Furnier, Flecken auf dem hellgrünen Teppichboden. B. setzte sich in den blauen Sessel, füllte das Glas mit der perlenden Flüssigkeit und trank es in einem Zug leer. Der Sekt war lauwarm und süß. Plötzlich fiel sein Blick auf einen großen Koffer. Es war sein Seekoffer mit den Manuskripten. Man hatte ihn offenbar von der Gepäckaufbewahrung geholt und auf sein Zimmer gebracht. B. durchsuchte seine Kleidung vergeblich nach der Blechmarke.

Trotz des bedrückenden Ambientes fühlte B. sich schnell wie zu Hause. Vielleicht lag es an der Tapete hinter dem Bett. Ein imitierendes Mosaik aus bunten Quadraten, das ihm bekannt vorkam. Er öffnete die Minibar und holte die andere Flasche heraus. Ihr Etikett zeigte eine schlanke, tiefdekolletierte Frau mit einem Diadem in den langen, wehenden Haaren und einer Ähre in der Hand. B. öffnete den Verschluss und schenkte sich ein. Die Flüssigkeit war klar und kühl. Snow Queen stand auf dem Label. Als er ein zweites Glas trank, spürte er, wie sich seine Verkrampfung löste. Eine Weile saß er lächelnd da und blickte durch den aufklaffenden Vorhang hinaus auf die Straße.

Langsam wurde es wieder dunkel. Der Himmel hatte die Farbe einer großen Schiefertafel. Feine Wolken auf ihm sahen aus wie Kreidestriche. Die Augen fielen ihm zu. Als Letztes nahm er das Klopfen seines Herzens wahr, laut, unregelmäßig und viel zu schnell, als würde dort jemand verzweifelt vor einer verschlossenen Tür Einlass begehren.

Als B. am folgenden Tag zum zweiten Mal das Institut betrat, warf er unwillkürlich einen Blick auf seine Taschenuhr. Es war jene silberne Uhr, die sein Vater einst während seiner Haft in einem norwegischen Gefangenenlager gerettet hatte, indem er sie in eine große Tube Zahnpasta hineingeschoben hatte. B. war pünktlich. Das beruhigte ihn. Pünktlichkeit war Balsam auf die Wunden der Zeit.

Die Tür zum Sprechzimmer stand offen, und er betrat daher den Raum, ohne anzuklopfen. Das Unwetter von gestern war durchgezogen, und der Himmel in den Fenstern war unnatürlich blau. Die Wolken darin sahen aus wie Kratzer auf einer gläsernen Schale. In der Ferne hörte man ein dumpfes Grollen. Irgendwo musste eine mächtige Brandung auf die Küste treffen, als Hinterlassenschaft des Sturmes. Alles war wie am Vortag. Der Mann stand am Fenster. Sein Gesicht im Gegenlicht nicht viel mehr als ein dunkler Fleck. B. setzte sich in den Sessel neben dem Spiegel. Der Andere begab sich an seinen Schreibtisch. Er kam B. diesmal weniger fremd vor. Fast meinte er, sich ein, wenn auch vages, Bild von ihm machen zu können. Er redete sich ein, in den undeutlichen Gesichtszügen so etwas wie Anteilnahme oder wenigstens Interesse wahrzunehmen. Vielleicht wäre sein Gegenüber wirklich dazu fähig, seiner lebenslangen Suche nach einem Freund einen späten Sinn zu geben. Er wusste allerdings immer noch nicht genau, was dieses Wort überhaupt meinte: Freund. War das jemand, der alles verstand, was in einem vorging und was man selbst nicht begriff? War es jemand, der ihm ein einfühlsamer Deuter seines eigenen Wesens sein konnte? Auf jeden Fall war es niemand, der einem nach dem Mund redete, der nur simples Einverständnis zeigte. Von einem Freund erwartete B. vor allem eines: Kritik, unbarmherzige, aber zugleich teilnahmevolle Kritik. Doch die

Stimme, die er nun hörte, war so unbeteiligt, dass er all diese Überlegungen schnell wieder aufgab. »Fahren Sie fort. Wir haben noch einen langen Weg zurückzulegen. Und meine Zeit ist genauso kostbar wie die Ihre.«

B. räusperte sich mehrfach. Dann begann er zu reden, und während er erzählte, kam es ihm vor, als lichte sich der Nebel mehr und mehr, der über dem weiten Land der Vergangenheit lag.

*

Ende 1936 betrat ein Fremder die Bühne des großbürgerlichen Elternhauses von Margarete. Er stieg die breite Treppe zwischen den Rhododendren und den leeren Pflanzenkübeln empor. Dabei bewegte er sich harmonisch und doch zugleich wie jemand, der sich unsicher fühlte. Bewegung und Verharren hatten sich in seinem Gang zu einer fast komisch wirkenden Kombination vereint, zu einer Art erstarrtem Vorwärtstürmen. Edward war ein gut aussehender junger Mann, athletisch gewachsen, mit dichten dunklen Locken über einer niedrigen Stirn, einer geraden, jedoch fleischigen Nase und einem markant geformten Mund, dessen Lippen an eine schwebende Möwe erinnerten. Auf der obersten Stufe blieb er stehen und schien zu überlegen, was er nun tun sollte. Er wusste, hinter dieser Tür wohnte eine junge Frau, die ihn brennend interessierte. Dennoch zögerte er. Vielleicht ahnte er etwas von dem Abgrund, an dessen Rand er verharrte und auf dessen Gefährlichkeit er sich einlassen musste, wenn er weiterging. Er begann, sich die Schuhsohlen am eisernen Abtreter neben der Tür zu reinigen, gründlicher als nötig, vielleicht um sich noch eine Gnadenfrist zu verschaffen. Dann schwebte sein Finger für einen Augenblick über dem blankgeputzten Messingknopf neben der Tür. Endlich drückte er die Klingel. In der Hand hielt er einen Blumenstrauß, den seine einstige Pensionswirtin, die alle nur Mutti Hüter nannten, für ihn besorgt hatte. Wegen

des kalten Novemberwetters hatte er sich nicht getraut, die Blumen von ihrer Papierhülle zu befreien, wie Mutti Hüter es empfohlen hatte. Die Tür des Hauses öffnete sich. Ein Dienstmädchen in schwarzem Kleid und weißer Schürze forderte ihn auf einzutreten. Er werde schon erwartet. Sie führte den Ankömmling ins Foyer, wo er sich nun mühte, den Blumenstrauß freizulegen, ohne die empfindlichen Blüten zu verletzen. Der Fußboden aus polierten Solnhofer Platten bewegte sich seinem Empfinden nach stärker als ein Schiffsdeck bei schwerem Seegang, aber er war es gewohnt, solche Schwankungen durch instinktive Pendelbewegungen seines Körpers oder, wie in diesem Fall, seines Gemüts auszugleichen. Obwohl er Friese war, geboren und aufgewachsen auf einer fernen Nordseeinsel, sah er überhaupt nicht nordisch aus, sondern eher wie ein Rudolph Valentino der Küste, der nichts von seiner Wirkung auf Frauen wusste. Nur die Farbe seiner Augen passte zu seiner Herkunft. Sie waren meergrau. Von Beruf Seemann, liebte er die See. Sie war für ihn mehr als ein Arbeitsplatz oder ein Spiegel der inneren Leere, die er manchmal empfand. Derzeit war er allerdings als Luftschiffer auf dem Frankfurter Flugplatz stationiert. Damals hatte Hugo Eckener, der Vater der Zeppelinbewegung, die Vision, den Erdball mit mehreren Routen von Luftschiffen zu umspannen. Die Menschheit sollte zusammenwachsen, und da die Reichweite von Flugzeugen zu gering war für globale Reiseverbindungen, schienen Luftschiffe das Richtige zu sein, um diese Funktion zu übernehmen. Sie waren seine Friedenstauben und wurden von Seeleuten navigiert, da Eckener der festen Überzeugung war, dass nur sie sich auf den schwierigen Umgang mit Wind und Wetter verstanden, der für das Fahren der empfindlichen Konstruktionen aus Leinwand und Aluminium nötig war. Der junge Mann im Hausflur gehörte zu den Auserwählten, die zum Luftschiffsführer ausgebildet werden sollten. Um eine Wohnung zu finden, waren er und sein Freund Gerd wenige Wochen zuvor gelang mit dem Rad durch die Gegend gefahren und schließlich in

der Waldsiedlung gelandet. Hier hatten sie endlich bei Mutti Hüter ein Zimmer gefunden. Sie war die gute Seele des Ortes und die Wirtin des Bahnrestaurants. Außerdem führte sie eine kleine Pension und einen Laden. In einer Umgebung, die sonst nur aus den Villen reicher Familien bestand, hatte sie dadurch eine wichtige soziale Funktion. Nach kurzer Zeit fanden die Freunde mit Mutti Hüters Hilfe ein Zimmer bei der Familie Preusse und konnten in deren Villa an der Hainer Trift umziehen, der einzigen Straße, an der es keine Bäume gab, denn ihre Rotdornallee war einer Krankheit zum Opfer gefallen. Dadurch war sie heller und breiter als die anderen und wurde von den Einwohnern als eine Art Hauptstraße des Ortes empfunden. Sie führte schnurgerade auf eine Steinbrücke zu, die einen Bach überspannte. Er begrenzte den Ort im Norden, ein Rinnsal, das für einen wasserliebenden Inselbewohner nicht der Rede wert war und keinen Trost zu spenden vermochte. Er brauchte allerdings derzeit auch keinen Trost, denn er war in einer für seine Verhältnisse geradezu euphorischen Stimmung, hatte er sich doch vor wenigen Tagen unsterblich verliebt. Bei einem von seiner Vermieterin veranstalteten Gesellschaftsabend hatte er die Tochter jenes Hauses kennengelernt, in dessen Foyer er jetzt wartete. Beide hatten ihre Begegnung von Beginn an als Schicksalsfügung empfunden, beide hatten nur miteinander getanzt, bis spät in die Nacht hinein. Er tanzte hervorragend, nicht zu wild und nicht zu steif. Aus allem, was Edward sagte und tat, auch wegen seiner Zurückhaltung, unter der sie eine innere Glut zu spüren meinte – er war sogar zu schüchtern gewesen, sie nach dem Ende des Balls bis vor die Haustür zu begleiten, sondern hatte das lieber seinem Freund Gerd überlassen –, war es Margarete klar geworden, dass sie füreinander bestimmt waren. Endlich war einer der Gitterstäbe des Käfigs gebrochen, in dem sie sich gefangen fühlte, und durch die entstandene Lücke würde sie hindurchschlüpfen können. Noch am folgenden Tag erklärte Margarete ihren Eltern, dass sie sich von ihrem Verlobten trennen und

ihm nicht ans Kap der Guten Hoffnung folgen würde. Das sei ihr gestern klar geworden, auf der Feier bei Preusses. Der Stiefvater wandte ein, dass ihre Emigration nach Südafrika bereits arrangiert sei. Das sei auch gut so, denn hier im Land seien unruhige, wenn nicht gar gefährliche Zeiten zu erwarten. »Bitte, schreibe Peter«, antwortete Margarete. »Du kannst dich so diplomatisch ausdrücken. Kündige bitte die Verlobung für mich auf. Ich habe den Menschen kennengelernt, dem ich meine Zukunft anvertrauen möchte.« Margarete hatte darauf gedrungen, dass ihr Zukünftiger in aller Form von den Eltern eingeladen wurde, und nun war er da. Als ihre Mutter aus dem im ersten Stock gelegenen Ankleidezimmer, in dem sie sich für diese erste Begegnung vorbereitet hatte, den roten Läufer des breiten Treppenhauses herabschwebte, hatte der Gast die Blumen immer noch nicht von ihrem Papierkleid befreit. Sie reichte ihm die Hand zu einem Kuss, er jedoch drückte sie so fest, dass sie innerlich aufstöhnte. Seine Verbeugung glich eher einem Nicken, mit dem er in seiner Arbeitswelt einen Befehl erteilte. Die Dame des Hauses war amüsiert und sofort bereit, ihre immer noch große erotische Anziehungskraft zu aktivieren, wovon der Gast jedoch nichts bemerkte. »Mein Mann ist leider verhindert«, sagte sie mit ihrer angenehm dunklen, facettenreichen Stimme. »Er kommt später. In etwa einer Stunde.« Sie führte den Gast in den Blauen Salon, in dem der Seilerflügel stand, und bat ihn, auf einem der Chippendale-Sessel Platz zu nehmen. Dann ging sie in die Küche, um das Hausmädchen zu veranlassen, ein Tablett mit ein paar Schnittchen, Käsegebäck, langstieligen Gläsern und einer Flasche kaltem Sekt aus dem Frigidaire zu bringen. Als sie wieder im Salon war, setzte sie sich aufs Sofa, legte ihre wohlgeformten Beine übereinander und begann mit der Konversation. »Meine Tochter erzählte mir, dass Sie Kapitän eines dieser wunderschönen, eleganten Luftwesen sind, die wir manchmal über den Himmel ziehen sehen. Bestimmt ist es faszinierend, dort an Bord zu sein, losgelöst von aller Erdschwere.« »Ich

bin nicht der Kapitän, aber ich bin Offizier. Es ist tatsächlich faszinierend, wie Sie sagen.« Edward verstummte, weil er nicht wusste, was es noch zu erzählen gab. In diesem Moment erschien Margarete. Sie trug ein hellblaues, schlichtes Kattunkleid mit weißen aufgedruckten Blumen, das in einen Sommertag besser gepasst hätte als in diese trübe, vorweihnachtliche Zeit. Ihre rotblonden Haare waren zu einem schweren Zopf geflochten, den sie wie eine Krone trug. Die Frisur betonte ihre gewölbte Stirn, und ihre rehbraunen Augen sprachen aus, was sie fühlte: »Mutter, du bist hier überflüssig, dieser Mann gehört mir allein.« Als später der Hausherr kam und noch eine zweite Flasche dem freudigen Anlass zum Opfer fiel, hatte der Gast längst einen Weg gefunden, mit der Situation halbwegs zurechtzukommen. Er erzählte von seiner Arbeit, vom Luftschiff, vom Abwurf der Postsäcke über einsam im Atlantik gelegenen Inseln, von den Schwierigkeiten der Navigation, von Seitenpeilung und Ballastablassen, wenn es galt, über eine Gewitterfront zu gelangen. Die drei hingen an seinen Lippen, und Margarete glaubte bald, in ihrem Sessel wie in einem Fesselballon hoch über den Perserteppichen zu schweben, was nicht nur am Getränk lag, das geeignet war, allen Ballast grüblerischer Gedanken aus ihrer schwermütigen Seele abzulassen, sondern auch an den schlichten und doch so anschaulichen Worten und der angenehmen Stimme des Gastes. Die Dame des Hauses schwelgte in Phantasien weiblichen Besitzergreifens. Der Hausherr stellte hin und wieder präzise Fragen zu den schwierigen ökonomischen und politischen Verhältnissen bei der Luftschifferei. So wurde es ein gelungener Auftakt, und der Fremde war trotz seiner wenig geschliffenen Umgangsformen bei seinen zukünftigen Schwiegereltern als Bräutigam in spe akzeptiert.

In den nächsten Wochen kam sich das junge Paar bei langen Spaziergängen im Wald schnell näher. Edward küsste Margarete zu ihrem Kummer jedoch nie, so sehr sie es sich auch wünschte und immer wieder Situationen schuf, in denen es leicht möglich gewesen

wäre. Fünf Monate lang ging es zu ihrem Leidwesen so. Er umarmte sie manchmal und presste sie an sich. Wenn es regnete, hob er sie über die Pfützen und drückte ihre seine Uniformmütze aufs Haar. Aber er riskierte es nicht, seine Lippen ihrem Mund zu nähern. Es war nur zum Teil seine Schüchternheit. Auch das pathetische Gefühl von Endgültigkeit ließ ihn vor einer solchen Besiegelung ihrer Liebe zurückschrecken. Vierzehn Jahre später würde sie ihm schreiben, dass jene fünf Monate des Wartens bewirkt hatten, dass sein Kuss für sie immer noch eine Offenbarung sei.

Bereits in der ersten Woche ihrer Bekanntschaft gab er ihr auf einem Spaziergang zur Bachgrundwiese, einer verwunschen wirkenden Lichtung im Westen des Villenortes, durch die der Hengsbach floss, einen Kosenamen: Ree. Als sie ihn fragte, was das Wort bedeute, erklärte er es ihr umständlich, ree sei ein Kommando aus der Seglersprache. Man sage ree, kurz bevor man das Ruder lege und durch den Wind auf einen neuen Bug gehe. »Heißt auf einen neuen Bug gehen so viel wie den Kurs ändern?« »Ja«, bestätigte er. »Der Wind kommt jetzt von der anderen Seite. Und ich, ich habe nun den Kurs meines Lebensschiffs geändert, weil ich dich kennengelernt habe.« Sie lächelte selig und schlang die Arme um seinen Nacken, in der Hoffnung, dass er sie nun endlich küssen würde. »Und wohin segeln wir, Liebster?« »Geradewegs ins Glück«, sagte er und staunte dabei innerlich über seine klischeehafte Ausdrucksweise, die er jedoch in diesem Moment als durchaus treffend empfand. Glück mochte er eigentlich nicht, es war ein Zustand, der ihn skeptisch machte.

Bei einem ihrer Spaziergänge trug Margarete den weißen Kaschmirpullover mit dem Steuerrad darauf, um ihrem maritimen Freund eine Freude zu machen. Edward war jedoch entsetzt darüber, wie hier ein wichtiges Instrument der Seefahrt als modischer Zierrat missbraucht wurde, aber er zeigte sein Entsetzen nicht. Er zeigte nie Entsetzen, ein ganzes Leben lang. Einmal, als er wieder im Hause

Müller war, lief Edward im Blauen Salon auf und ab. Margarete saß auf der Couch und starrte verwundert auf seine Hände, die er so ineinander verschränkt hatte, dass die Knöchel am Handgelenk weiß hervortraten. »Es muss etwas geschehen«, murmelte er immer wieder. »Es muss etwas geschehen.« Sie nickte und wartete vergeblich darauf, dass er sie in die Arme nehmen würde. Aber am gleichen Tag noch hielt er im Arbeitszimmer Ernst Müllers um die Hand Margaretes an. Das vorsichtige Familienoberhaupt hatte alle Vor- und Nachteile der Verbindung längst erwogen und durchgerechnet, mit dem Ergebnis, dass er wohlwollend einverstanden war.

Den Erhalt des väterlichen Segens besiegelte Edward endlich mit jenem langersehnten Kuss, nachdem er mit seiner Braut ausgelassen durch den Wald zu einer Lichtung mit Namen Bachgrundwiese gerannt war. Die Verlobungsfeier fand am zweiten Mai statt. Man fuhr in beschwingter Laune mit dem Adler nach Assmannshausen und feierte in der *Krone* bei einem opulenten Menü und vielen Trinksprüchen.

Schon am nächsten Tag trat der Bräutigam seinen Dienst als Navigator auf dem Luftschiff »Hindenburg« an. Es war die erste Nordamerikafahrt der Saison. Sie sollte in einer Katastrophe enden. Der Zeppelin fing über dem amerikanischen Flugplatz Lakehurst Feuer, explodierte und brannte völlig aus. Als Margarete von dem Unglück erfuhr, fiel ihr jener Sonnenuntergang über dem Wannensee ein. Es war eine Vorahnung gewesen. So etwas geschah ihr immer wieder. Viele Menschen waren in den Flammen umgekommen. War es mit ihrem Glück vorbei, ehe es richtig begonnen hatte? Sie wollte es nicht glauben. Schließlich schützte sie ihren Verlobten aus der Ferne mit ihren Gedanken und Gebeten. Endlich erhielt sie ein Telegramm mit den lakonischen Worten: »Bin gesund und am Leben.« Sie lächelte. So etwas Unbeholfenes! Wäre er nicht am Leben gewesen, hätte er wohl kaum ein Telegramm schicken können! Sie reagierte mit mütterlichen Gefühlen. Er würde sie in kritischen Situationen

zukünftig immer als Ratgeberin und Schutzengel brauchen, vor allem wenn es um das Formulieren ging. Das machte sie stolz und glücklich.

Es war Edward, der das Schiff am Höhenruder gesteuert hatte, sogar gelungen, einige Passagiere aus dem Inferno zu retten. Er war jetzt ein Held, was er allerdings auf Grund seines nüchternen und bescheidenen Naturells nicht groß zur Kenntnis nahm oder gar ausnutzte. Als er zusammen mit den anderen Helden am Frankfurter Hauptbahnhof mit Fahnen und Musik empfangen wurde, war seine Braut zu seiner maßlosen Enttäuschung nicht unter den Zuschauern. Nur seine künftigen Schwiegereltern waren samt Limousine und Chauffeur gekommen, um ihn abzuholen. Als er die Villa betrat, war der Flur leer. Die Tür zum Wohnzimmer war nur angelehnt. Er hörte ein Geräusch, das wie ein Seufzen klang. Er drückte die Tür auf. Da stand sie vor ihm in ihrem blauen Kattunkleid. Tränen rollten über ihre Wangen. Er schloss sie in die Arme. Sie habe ihr Glück nicht mit anderen teilen wollen, erklärte sie schluchzend. Edward empfand diese Aussage als Kompliment, auch wenn er das Verhalten seiner Braut immer noch nicht recht verstand.

Da die Zukunft der Luftschiffahrt nach der Katastrophe von Lakehurst sehr unsicher war, riet man Edward bei der »Deutschen Zeppelin-Reederei«, zunächst in seinen alten Beruf zurückzukehren, und zwar zu seinem anderen Arbeitgeber, der »Hamburger Walfang-Reederei«. Ihm war das nur recht. Schließlich war er in erster Linie Seemann, und das mit Leib, Seele und Verstand. Er empfand sich dabei in einer langen, ruhmreichen Tradition, auf die er auf seine nüchterne Weise stolz war. Seine Heimatinsel hatte in früheren Jahrhunderten besonders viele erfolgreiche Walfänger hervorgebracht. Der Hafen hatte sich mit seiner Tranbrennerei und seiner geschützten Lage als idealer Ausgangsort für die Grönlandfahrer erwiesen, die im Sommer hoch im Norden im arktischen Meer auf Pottwaljagd gingen. Man war auf der Insel dem sogenannten Tran-Eldorado

einfach näher als in Hamburg oder Glückstadt, ein bei den damaligen schwierigen Verhältnissen der Seefahrt kein geringer Vorteil. Außerhalb der Fangsaison, im Winter, stapften die Walfänger mit ihren Handlaternen durch tiefen Schnee zu den strohgedeckten Friesenkaten der Dörfer, in deren warmen Stuben bei Tranlampen und Teepunsch die Geheimnisse der Navigation unterrichtet wurden. Das war zwar längst Vergangenheit, aber jene magische Zeit, in der sich Entbehrung häufig mit Gemütlichkeit verbunden hatte, war zuweilen immer noch spürbar auf der Insel, wenn nicht gerade Badesaison war. Nur deswegen war Edward Seemann geworden, obwohl er Abitur hatte und vom Vater eigentlich zum Arztberuf bestimmt gewesen war. Doch als das Familienoberhaupt an Krebs starb, war der Sohn seiner inneren Berufung gefolgt und hatte als Schiffsjunge auf einem Ostseefahrer angeheuert, obwohl er eigentlich viel zu alt und zu gebildet war für eine solche Funktion. Natürlich spielte dabei auch die Tatsache eine Rolle, dass er unbedingt Geld verdienen musste. Das Vermögen seines Vaters war in der Wirtschaftskrise verloren gegangen, und seine Mutter hatte nicht genügend Geld, ein Studium des Sohnes zu finanzieren. Später hatte er als Matrose auf einem stolzen P-Liner, der Viermastbark »Peking«, die volle Härte, aber auch den Mythos der Seefahrt auf Segelschiffen kennengelernt. Die Luftschifferei war ein Umweg in die dritte Dimension gewesen. Jetzt wollte er auf den Boden der Realität zurückkehren, und zwar auf den einzig wirklichen: auf den blauen oder grauen bewegten Boden der Ozeane. Er bewarb sich also beim Hamburger Walfangkontor, und da dort an verantwortlicher Stelle Leute von seiner Insel saßen, erhielt er die Zusage, als 3. Offizier auf einem Walfangmuttersschiff an der Walfangsaison 1937/38 in der Antarktis teilzunehmen. Edward brauchte unbedingt das Patent A6 für Große Fahrt, um zum Beispiel Kapitän eines Fangbootes werden zu können. Er würde also an der Hamburger Seefahrtsschule die Schulbank drücken müssen. Unter anderem musste er den Umgang mit den mo-

dernen Mitteln der Funkpeilung lernen. Das gefiel ihm gar nicht, und insgeheim wünschte er sich zurück in jene alten Zeiten, als man in klaren Winternächten mit einem erfahrenen Kapitän vor die Tür einer strohgedeckten Kate treten durfte, um sich die Sternbilder erklären zu lassen und die Höhe einzelner Himmelskörper mit dem Sextanten zu bestimmen.

Das neue Tran-Eldorado lag im Süden, in der Antarktis. Der Norden war längst leergefischt. Bevor Edward die Fahrt antrat, wollte er seine Hochzeitspläne in die Tat umsetzen. Zunächst galt es, seiner Familie die Braut vorzustellen und ihr seine geliebte Heimatinsel zu zeigen. »Ik heb die Bruut wiss«, hatte er seiner Mutter geschrieben und damit aus Sicht der Insulaner die Ehe bereits so gut wie vollzogen. Sie fuhren mit dem Zug in den Norden. Als sie die flachen Marschen erreichten, begann Edward zu strahlen. All dieser grasbewachsene, grüne und fruchtbare Kleiboden war dem blanken Hans abgerungen worden. Seine Braut war enttäuscht. So flach hatte sie sich das Flache nicht vorgestellt. Als ob dieser Landschaft der Sinn für das Höhere fehlte. Dann sah sie zum ersten Mal die Nordsee. Das war etwas anderes als der Wannsee! Sie mochte das Meer eigentlich nicht. Es war ihr einfach zu groß, zu unbarmherzig, eine endlose Steppe aus Wellen, eine äußere Leere, die sich mit der inneren Leere, die sie manchmal empfand, auf quälende Weise verbinden konnte. Ihrem Zukünftigen verheimlichte sie diese Gefühle, denn sie wusste, er liebte das Meer gerade wegen seiner Leere. Sie bewirkte bei ihm eine innere Fülle, die man mit Worten nicht ausdrücken konnte. Wenn er während einer Wache auf der Brücke eines Schiffes stand und den Horizont musterte wie einen grauen Strich, den man unter eine lange, komplizierte Rechnung machte, wusste er, dass es dabei um gewaltige Summen eines immateriellen Reichtums ging, der jeden menschlichen Verstand überstieg.

Als die Fähre die Insel erreichte, war die ganze Verwandtschaft an der Pier, um die Braut in Augenschein zu nehmen. Prüfende Bli-

cke und festes Händeschütteln leiteten das Kennenlernen ein. Die Braut hatte sich so elegant angezogen, als ginge sie auf einen Abendball in Berlin. Das löste bei der Verwandtschaft des Bräutigams eher Skepsis aus. Hielt sie sich vielleicht für etwas Besseres? War sie die Richtige für einen Inseljungen? Das Paar blieb drei Wochen. In dieser Zeit lernte Margarete die Einheimischen kennen, eigenartige Menschen, die aus ihrer Sicht so gar keine Kultur besaßen und dennoch mit einem erstaunlichen Selbstbewusstsein ihre Meinungen kundtaten. Kaum jemand hier hatte vermutlich je die Namen Rilke, Beckmann oder Max Reinhardt gehört. Die junge Braut fühlte sich fremd. Dabei gab es genug Gelegenheiten, sich näherzukommen. Schon am ersten Abend wurde auf die inseltypische Weise gefeiert. Man saß eng beieinander um eine große Schüssel, aus der mit einer Suppenkelle ein dampfendes Getränk ausgeschenkt wurde, das sich Teepunschbowle nannte. Es erhitzte offenbar die Gemüter so sehr, dass eine besondere Nähe zwischen allen Anwesenden entstand. Eine Art unverständlicher Sprechgesang wogte zwischen den Anwesenden hin und her, eine steigende Flut von Lauten, die zwischen Lippen und Ohren hin und her schwappte und schließlich irgendwann in gemeinsame Gesänge in einer völlig fremden Sprache überging. Eine erdrückende Fröhlichkeit befiel alle wie ein Fieber, das das Blut in die Wangen trieb und die Zunge in permanenter Bewegung hielt. Einer Außenstehenden wie Margarete musste die historische Dimension dieser Form der Geselligkeit entgehen, in der sich uralte Rituale der Insulaner gegen die Unbilden der Natur, der Winterkälte, der Sturmfluten und der bösen Geister erhalten hatten. Die junge Frau hatte so etwas noch nie erlebt, weder in Frankfurt noch in Berlin. In ihren Kreisen war immer, auch bei geselligen Veranstaltungen, auf denen viel Alkohol floss, eine Art luftleerer Raum um jeden Menschen geblieben, ein Niemandland, das von Konventionen und heimlichen Gedanken vermint war und davor schützte, sich an die Gemeinschaft zu verlieren. Gespräche, Gesang, Blicke,

Berührungen, all das fand immer über dieses Niemandsland hinweg statt und beließ den Beteiligten ihre Individualität, bewahrte sie vor allzu viel Nähe. Auch Margarete trank ihre Tasse tapfer leer, die allerdings immer wieder nachgefüllt wurde. Das süße Elixier stieg ihr in den Kopf. Sie griff hilfeschend nach der Hand ihres Liebsten. Auch er hatte sich verändert. So gelöst und fröhlich hatte sie ihn noch nie erlebt. Als das Brautpaar schließlich spät in der Nacht beieinanderlag, tastete sie erneut nach seiner Hand, wie um sich zu vergewissern, dass dieser Mann ihr und nicht den anderen gehörte. Nein, zwischen ihnen bestand weder ein zu großer Abstand noch jene dumpfe Nähe, wie sie sie heute erlebt hatte. Ihre Beziehung, in der sich Berührungen in eine weite Landschaft der Seligkeit verwandelten, war ein Glücksfall.

Tagsüber machten sie lange Spaziergänge. Am Horizont sah man die Halligen. Sie lagen dort wie eine Reihe von Linienschiffen auf Reede. Der Bräutigam sagte ihre Namen auf, als sei es eine dunkle Zauberformel.

Die beiden Verliebten wanderten zu den Vogelkojen und zu einem Kliff im Süden der Insel, einem magischen Ort, in dessen Nähe die Ureinwohner aus der Stein- und Bronzezeit ihre Grabhügel errichtet hatten. Die Hünengräber und das Steilkiff gefielen der Braut, denn hier war die Insel weniger platt als anderswo. Der Bräutigam sagte: »Es gibt auch einen Berg bei uns. Einen Elftausender. Natürlich in Millimeter gerechnet.« Er, der so selten scherzte, lächelte über seinen Spaß, doch in Wirklichkeit, weil er sich so glücklich fühlte wie noch nie zuvor in seinem ganzen Leben. Beiden war bewusst, dass die Zeiten alles andere als sicher waren, doch planten sie während dieser Wanderungen am Meer entlang ihr weiteres Leben, als würde der Frieden ewig halten. Sie würden so bald wie möglich ein Kind in die Welt setzen. Namen und Eigenschaften, Aussehen, möglicher Lebensweg, alles wurde bis ins Detail besprochen. Die künftige Mutter hatte dabei das letzte Wort. Sie hatte längst bei sich entschieden,

dass es ein hochbegabter, starker, blonder, breitschultriger, hochsensibler Sohn werden würde, mit langen, schmalen Händen und einer wohlklingenden Stimme. Sie wählten für ihn den Vornamen Jan Henning, der in der Familie ihres künftigen Mannes eine lange Tradition besaß. Würde es jedoch wider Erwarten ein Mädchen, sollte sie Sabine heißen.

Einmal gingen sie durch den Lembkehain, einen kleinen, künstlich angelegten Wald, und setzten sich auf eine Bank. Plötzlich legte Edward seinen Kopf in den Schoß seiner Braut und brach, von ihm selbst unerwartet, in Tränen aus. Es war mehr als ein bloßes Weinen. Es war ein Heulkampf. Sie griff in seine Haare und streichelte seine Wangen. Erst jetzt, in diesem Augenblick, da er in seiner Heimat war und sich an der Seite seiner künftigen Frau entspannte, hatte der Moment der Katastrophe von Lakehurst, hatte die Todesangst, die er in der Gondel empfunden hatte, sein Gemüt erreicht. Es dauerte lange, bis er sich wieder beruhigt hatte. Er schämte sich seiner Tränen, weil er sie als unmännlich empfand. Margarete aber triumphierte innerlich, hatte sie doch jetzt für immer ein Pfand in der Hand, mit dem sie bei ihrem Liebsten das Geschenk seiner Hingabe würde einlösen können.

Anfang Juli heiratete das Paar. Die Mutter des Bräutigams war bei der Zeremonie nicht anwesend. Edward hatte sie nicht eingeladen, da er fürchtete, sie würde nicht in das elegante Milieu seiner Schwiegereltern passen. Sein ganzes Leben schämte er sich dafür, dass er damals zu feige gewesen war, zu seiner Mutter zu stehen.

Im September trat der frischgebackene Ehemann seinen Dienst auf dem Walfangmutterschiff »Südmeer« an. Seine Frau begleitete ihn nach Hamburg. Sie richtete ihm seine Kajüte ein, in der es penetrant nach Walblut roch. Von nun an würden während ihrer Abwesenheit die von ihr ausgesuchten Gardinen, Bettbezüge und Bilder über ihren Liebsten wachen und ihn vor den Gefahren seines Berufs beschützen. Das Gleiche würde sie für ihn auch in der Hei-

mat tun. Sie würde ein Reich für ihn und sich schaffen, in das er immer wieder zurückkehren sollte, um neue Kraft zu schöpfen für seine harte Arbeit und das Überleben der Gefahren auf See. Obwohl das Schiff noch fast einen ganzen Monat im Hamburger Hafen lag, verließ sie ihren Mann zu seinem Kummer bereits wieder nach einer Woche und fuhr in ihre Heimat zurück. Warum traf sie diese für ihren Gatten unverständliche Entscheidung, obwohl sie unter den ständigen Reibereien zwischen ihren Eltern litt? Vielleicht wollte sie nur einfach wieder allein sein mit ihrem Glück. Nicht einmal sein Verursacher sollte es teilen können. Ihr tief enttäuschter und todtrauriger Mann telefonierte so oft es ging mit ihr.

Margarete machte sich inzwischen auf die Suche nach einer gemeinsamen Wohnung. Mit Hilfe ihres Stiefvaters wurde sie im Forstweg fündig. Sie richtete das neue Heim komplett ein. Ernst Müller gab das Geld für die *Ilse-Möbel*, das Schlafzimmer in Kirschbaumfurnier, die Orientteppiche. Die Bilder malte sie selbst. Auch schrieb sie nun jeden Tag in ein kleines, abschließbares Album. Es war das Tagebuch ihrer Sehnsucht, ihres Leidens unter der Trennung. Sie war also dem Rat jenes seltsamen Schriftstellers aus Berlin gefolgt.

In der Nacht vor der Ausfahrt der »Südmeer« trug sie in ihrer kalligraphisch perfekten Handschrift Folgendes ein: »Heute den ganzen Abend dachte ich daran, dass das Schiff fährt. Nun ist es schon ein halbes Jahr des Wartens weniger ein paar Stunden. Und so wird sich Tag an Tag reihen, der sich durchstreichen lässt, weil er nichts ist als eine Brücke. Ein Brücke in das neue Jahr, das uns wieder zusammenführen wird, als hätte es nie ein Ohneinander gegeben. Gute Nacht, schlaf, als hielt ich deine Hand.« Ihr Warten erschien ihr seltsam süß. Diese Ferne, diese eisige weiße Wüste der Antarktis, in der sich ihr Geliebter nun aufhielt, war Bedrohung und Trost zugleich. Bedrohung wegen der Eisberge und Treibeisfelder, die das Schiff zerquetschen konnten, Trost wegen der Eintönigkeit dieser Welt, die es ihrem Mann leichter machen würde, an sie zu denken.

Trost und Bedrohung, wie eng hing das miteinander zusammen! Manchmal trank sie zu viel Rotwein, und in einem solchen Zustand wurde der Ton ihres Tagebuchs plötzlich freier. Die Wörter begaben sich ein wenig torkelnd auf das Papier: »Heute sind wir vier Monate verheiratet. Ich gratuliere dir herzlich. Wozu? Zu deiner Frau natürlich! Was wärest du jetzt ohne diese deine Frau? Ein seefahrender Junggeselle mit schwarzverhängter Zukunft. Bis du wieder bei mir bist, sind es schon neun Monate der Ehe, und weißt du, was ich da bald mal abends möchte? Ein Glas roten Assmannshäuser trinken, ein wenig grundlos lachen, auf deinem Schoß sitzen, und das alles in unseren eigenen vier Wänden. Einen Schwips haben, lauter Sachen erfinden, die noch nicht erfunden worden sind. Dir alle Knöpfe vom Schlafanzug abdrehen, dir das Leben sauer machen, dir das Leben süß machen. Einmal wieder so sein wie damals. Damals. Allah ist groß, und der Mohammed ist sein Prophet. Amen.« Ja, sie hatte allen Grund, so albern zu sein, denn sie war endlich frei. Zugleich hatte sie das Kunststück fertiggebracht, ihre Sehnsucht von deren Gegenstand zu lösen. Margarete war nun reine Sehnsucht, Verlangen ohne Inhalt und ohne Ziel. Diese Weltflucht nach innen musste vor allen verborgen bleiben. Niemand durfte davon erfahren, schon weil es niemand verstehen würde. Auch ihr geliebter Mann nicht.

Wenn Margarete in diesen Wochen nachts aufwachte, legte sie manchmal ihre Hand auf ihren Bauch und tastete nach den imaginären Bewegungen des Kindes. Obwohl es bisher ausschließlich in ihrer Phantasie lebte, würde es bald Wirklichkeit werden. Nach der Rückkehr von einer sehr erfolgreichen Fangreise drückte Edward erneut auf der Seefahrtsschule in Hamburg die Schulbank, um das Steuermannsexamen zu machen. Die Pfingstferien und die Sommerferien verbrachte er bei seiner Frau in der neuen Wohnung. Obwohl er sich wie ein Gast vorkam, lobte er die Einrichtung und die Bilder in den höchsten Tönen. Die Ausflüge mit dem Rad in den Messler Park, die Abende auf der Terrasse der Schwiegereltern bei Erd-

beerbowle und Musik – all das wurde plötzlich getrübt durch die überraschende Nachricht, dass Edwards Lieblingsbruder Thomas an einem Luftröhrenkarzinom gestorben war. Die Nachricht traf ihn schwer, nicht zuletzt, weil er diesem Bruder alle Eigenschaften zuschrieb, die ihm seiner Meinung nach fehlten: Phantasie, Lebensfreude, Leichtigkeit. Die Beerdigung auf der Insel war ein rauschendes Familienfest. Die Geschwister, die beiden so unterschiedlichen Schwestern und die drei so unterschiedlichen Brüder sahen sich endlich einmal wieder. Die Totenfeier endete in der üblichen Séance aus Teepunschbowle und Gesprächen über den Verstorbenen, die ihn für kurze Augenblicke wieder auferstehen ließen. Der untröstliche Edward sah sich durch den Tod des von ihm bewunderten Älteren in seiner pessimistischen Weltsicht bestätigt. Und doch sagte er zu seiner Frau während eines ihrer langen, weitgehend stummen Spaziergänge am Strand entlang – das Meer trug einen Trauerstreifen in Form vertrockneten Blasentangs entlang der Flutlinie – mit trotziger Stimme: »Er wird wie mein Bruder werden. Genauso wie er, voller Lebensfreude und Phantasie.« Seine Frau wusste sofort, wer gemeint war, und sie lächelte ein wenig spöttisch, denn was wusste dieser Mann schon von ihrem Kind. Es würde wie sie werden, Phantasie würde es haben, sicher, aber Lebensfreude nicht. Eher diese wunderbare Melancholie, diese Dunkelstunden ihres Wesens, die sie schützten, wenn ihr das Leben zu nahe kam.

Ende Juli musste Edward wieder den Unterricht in der Seefahrtsschule antreten. Seine Frau begleitete ihn, denn sie war zu Recht der Ansicht, ihre Nähe würde ihm die Schulbank weniger hart erscheinen lassen. Sie entschlossen sich, ihre Familienplanung endlich in die Tat umzusetzen. In Vorbereitung des Projekts erstand Edward eine Flasche Rheinwein und stellte sie zur Kühlung ins ebenerdige Fenster der Pension, in der sie wohnten. Am Morgen musste er feststellen, dass die Flasche gestohlen worden war. Sie kauften eine neue Flasche und fuhren mit der Bahn nach Lüneburg. Sie spazier-

ten die Ufer der Ilmenau entlang. Es war ein herrlicher Sommertag. Sie hatten außer dem Wein und Eierbrotten eine Pferddecke dabei. An einer einsamen Stelle legten sie mich dann auf Kiel, wie mein Vater sich später einmal ausdrückte.

Die Schwangerschaft verlief nicht ohne Komplikationen. Margarete bekam starke Unterleibsschmerzen. Sie ging zu einem Spezialisten, der mittels Ultraschall eine Zwillingsschwangerschaft feststellte. Ein Embryo war in die Bauchhöhle gewandert, der andere vorschriftsmäßig in den Uterus. Das sind Sabine und Jan Henning, sagte die werdende Mutter. Der Arzt entschied, dass man das Bauchhöhlenkind durch Bestrahlung töten müsse. Margarete litt sehr unter dem Eingriff, aber sie war zugleich froh, dass wenigstens das eine Kind überlebt hatte. Vielleicht war es sogar besser, ein Einzelkind zu haben. Sie wusste aus eigener Erfahrung, wie schwierig es zwischen Geschwistern sein konnte.

Im Herbst ging Edward wieder auf die sieben Monate währende Reise in die Antarktis, um die Fettlücke des deutschen Volkes schließen zu helfen, wie es in der Propagandasprache der Regierung hieß. Diese Reise war weniger ertragreich als jene im Jahr zuvor. Offenbar wirkte sich der Raubbau an den Tieren aus, den die moderne Fangtechnik ermöglicht hatte. Edward jedoch bewährte sich auf besondere Weise. Ein Mitglied der Mannschaft war depressiv geworden. Ein Polarkoller, wie er, vermutlich bedingt durch die Eintönigkeit der Umwelt, immer wieder auftrat. Der Mann begab sich in Behandlung des Bordarztes, und auf einer der Sitzungen schnitt er ihm mit einem Rasiermesser die Kehle durch. Der Arzt schleppte sich blutend in die Messe. Edward, der zufällig gerade dort war, verband die Wunde und begab sich auf die Suche nach dem Täter, entdeckte ihn im Gang und streckte ihn mit einem Kinnhaken zu Boden. Dann eilte er zurück und kümmerte sich weiter um das Opfer. Ich habe diesen Vorfall später hin und wieder erzählt bekommen, und dabei festigte sich das Bild weiter in mir, dass mein Vater ein naiver Held

von hoher Entschlusskraft und großer mentaler und physischer Präsenz war. Ich beneidete ihn um diese Tugenden und war vermutlich ein Leben lang damit beschäftigt, diese Vorzüge durch intellektuelle Qualitäten auszugleichen, natürlich ein ziemlich hoffnungsloses Unterfangen. Später erfuhr ich, dass seine Schiffskameraden ihn ehrfürchtig einen Mann von Stahl und Eisen nannten. Es dauerte lange, bis ich begriff, dass in ihm eine sehr weiche Seele steckte, die wenig zu tun hatte mit dem harten Panzer, der sie umgab.

Während der Zeit der Schwangerschaft führte meine Mutter ihr an ihren Mann gerichtetes Sehnsuchtstagebuch fort: »Dein Kindlein will wachsen und nimmt sich alles, was es braucht, von seiner Mutter. Bald wird es sich regen, weil sein kleines Haus so eng ist. Es will wohl so groß wie sein Vater werden, denn schon jetzt sagt es laut ›Hier bin ich‹, und alle fremden Leute dürfen mich sehen. Das ist nun sehr neu für die Mutter und so schön. Ein unbeschreibliches Gefühl, als müsste selbst ein großes Ungeheuer, das des Weges käme, umkehren vor so einem winzigen, heiligen Geschöpflein. Es verlangt Schutz und gibt ihn doppelt wieder. Bleib für uns gesund, immer, bis wir auf einer Bank vor dem Haus sitzen und unser weißes Haar uns hilft, lange darüber nachzudenken, wie schön und schwer und reich unser Leben war. Deine Frau.«

Am 11. Mai 1939 kam ich kurz nach Mitternacht im Krankenhaus des Nachbarortes zur Welt, angeblich mit gefalteten Händen und einer großen Blutblase auf dem Kopf, die ich vermutlich der Zange zu verdanken hatte, die der Arzt bei der Entbindung zu Hilfe genommen hatte. Vielleicht lag es auch daran, dass ich einen ungewöhnlich großen Kopf hatte, der nur mit Mühe den Geburtskanal passieren konnte. Angeblich starrte ich die Personen, die sich neugierig über mich beugten, direkt mit einem auf sie fast unbarmherzig wirkenden Blick an. Der frischgebackene, stolze Vater, der inzwischen von der Walfangfahrt zurück war, fuhr am nächsten Morgen mit dem Fahrrad durch den Wald, um sich seinen Stammhalter

anzusehen. Auch er fühlte sich von dessen starrem Blick förmlich durchbohrt. Die Schwestern prophezeiten wegen meiner Handhaltung, ich würde bestimmt Pfarrer werden. Die junge Mutter aber zerfloss nach der sehr schmerzhaften Entbindung in Mütterlichkeit. Ich soll ihre Brustwarzen blutig gebissen haben. Deshalb musste ich mit der Flasche aufgezogen werden. Ich soll sie beim Trinken immer »mit bösen Augen«, wie meine Mutter ihrem Mann schrieb, fest umklammert haben.

Während fünfundzwanzig BDM-Mädchen zu Ehren meines Erscheinens auf dieser Welt vor dem Krankenhaus Aufstellung nahmen und völkische Lieder sangen, während unter meinem mörderischen Geschrei die Blutblase aufgestochen wurde, war mein Vater bereits wieder in Hamburg und drückte dort erneut die Schulbank, um sein Kapitänspatent zu erwerben. Im August war Prüfung. Er fiel durch, ausgerechnet im Fach Seemannschaft, dem Fach, das er am besten beherrschte. Das war die bisher wohl größte Schmach seines Lebens. Grund war seiner Meinung nach die Aversion eines seiner Lehrer, der sich über die Privilegien eines Luftschiffers und Walfängers ärgerte, dem es gestattet war, bei Bedarf den Schulbesuch zu unterbrechen. Mein Vater muss damals in einem ziemlich desolaten Zustand zu seiner Frau zurückgekommen sein. Er war kein Mensch, der mit Scheitern umgehen konnte. Es war ein großes Glück für sein angeschlagenes Ego, dass ihm die Hamburger Walfang-Reederei erneut eine Stellung, diesmal sogar als 2. Offizier, in Aussicht stellte. Er sollte jedoch zunächst seine Prüfung wiederholen. Meine Eltern gaben daher ihre Wohnung in der Villenkolonie auf. Im September 1939, wenige Tage nach dem Ausbruch des Krieges durch den Überfall der Wehrmacht auf Polen, reisten meine Mutter und ich mit dem Zug in die Hansestadt. Obwohl von der Front nur Erfolgsmeldungen kamen, sah mein Vater die Zukunft seiner kleinen Familie skeptisch. Er entschloss sich daher, einen Astrologen zu konsultieren, obwohl er später solche Pseudowissenschaften immer als

Bauernfängerei bezeichnete und geradezu verachtete. In dem teuren Horoskop stand, dass die schlimme Zeit bald zu Ende sein würde und dass mein Vater bei seinem zweiten Arbeitgeber, dem Hamburger Walfangkontor, eine große berufliche Zukunft vor sich habe. Im November bestand er die Prüfung, diesmal mit guten Noten, und hatte nun das Patent zum Kapitän auf Großer Fahrt. Aber es wurde ihm wegen fehlender Fahrzeit nicht ausgehändigt, denn die auf Luftschiffen verbrachte Zeit wurde nicht angerechnet. Also fuhren wir zurück in die Waldkolonie und wohnten bei den Großeltern. Ernst Müller empfahl seinem Schwiegersohn, sich freiwillig zum Dienst bei der Luftwaffe zu melden. Er würde sowieso demnächst eingezogen. Und so fuhr Edward mit dem Rad nach Offenbach und meldete sich beim Wehersatzamt. Bereits wenige Tage später erhielt er den Stellungsbefehl. Er solle sich binnen einer Woche beim Ersatzkommando der Luftwaffe in Cammin in Pommern einfinden. Ähnlich erging es den anderen Luftschiffern. Die meisten kamen später bei Luftkämpfen an der Ostfront um. Edward hatte jedoch wieder einmal das für seinen Lebenslauf so sprichwörtliche Glück: Kurz vor seiner Abreise nach Pommern kam ein Stellungsbefehl vom Hamburger Walfangkontor. Er möge sofort nach Hamburg kommen, um das Kommando über ein Walfangboot zu übernehmen, das die Marine als Hilfsbeischiff benötige. Wegen seiner freiwilligen Meldung zum Kriegsdienst war das Wehersatzamt Offenbach bereit, den Wechsel als Anerkennung für seinen patriotischen Mut zu genehmigen. Erleichtert fuhr mein Vater in den Norden und übernahm das zum Scheibenschlepper umgebaute Boot.

In der Folgezeit begann für meinen Vater eine wahre Odyssee. Ebenso für seine Frau, die nicht wie Penelope geduldig webend zu Hause auf ihn warten wollte, sondern alles versuchte, um in seiner Nähe zu bleiben. Aber immer wenn sie eine Wohnung für sich und ihr Kind gefunden hatte, war ihr Mann bereits wieder fort, da die Kriegsmarine ständig neue Einsatzgebiete für ihre Geschwader aus-

wies. So wurde aus der Odyssee meines Vaters auch eine der Mutter und des kleinen Telemach. Die permanente Fröhlichkeit, die ich als Baby und Kleinkind ausgestrahlt haben soll, ist vielleicht eine Folge dieses Vagabundenlebens, das mir nach anfänglichen Ängsten ein positives Lebensgefühl abnötigte, um den Aufenthalt auf dieser unsicheren, sich in ständigem Wandel befindlichen Welt ertragen zu können. Wenn ich mich, auf dem Bauch liegend, über meinen Nachtopf beugte, sah ich tief hinab in meinen Orbis Terrarum. Er war kreisrund und duftete. Eine Insel der Zukunft, die zu betreten ich neugierig war.

*

B. verstummte. Sein Gegenüber erhob sich, öffnete die Fensterflügel und lehnte sich weit hinaus. Hatte der Mann ihm überhaupt zugehört? Dann vernahm B. eine Stimme. Sie war sehr klar und deutlich, obwohl der Mann ihm den Rücken zuwandte. »Einiges von dem, was Sie erzählt haben, kommt mir bekannt vor. So ist es eben. Vieles wiederholt sich. Und doch hält sich jeder für einzigartig. Das ist zwar sein gutes Recht, aber es ist eine Illusion. Kommen Sie morgen wieder. Um die gleiche Zeit. Kalkulieren Sie dabei mit ein, dass wir anderes Wetter bekommen. Vielleicht sogar wieder Sturm. Die Zirren am Himmel verheißen nichts Gutes.« Er schloss das Fenster, setzte sich an den Schreibtisch und begann, etwas in ein kleines Buch einzutragen, das er einer der Schubladen entnommen hatte.

B. ging. Der blaue Himmel mit den weißen Schraffuren war inzwischen im Nebel untergegangen. Er war so dicht, dass B. sich an den Mauern entlangtasten musste. Als er auf der Brücke war, fuhr er mit der Hand über das feuchte, kalte Eisengeländer, um nicht die Orientierung zu verlieren. Plötzlich bemerkte er direkt vor sich eine dunkle Gestalt. Er näherte sich vorsichtig, bis er erkannte, dass es eine alte Frau war. Er roch den Mantelstoff und einen strengen

Duft von Mottenkugeln. Sie hob die Hand und strich ihm über das Haupt. »Schön, dass du schon so früh laufen konntest«, sagte sie. »Ich wusste natürlich, dass Laufenkönnen die Voraussetzung dafür ist hinzufallen. Das eine ist nicht ohne das andere zu haben. So ist es im ganzen Leben. Du bist oft hingefallen. Du hattest immer schmutzige Knie davon. Aber du hast nie geweint. Du hast dich nie entmutigen lassen. Im Gegenteil, man konnte sogar glauben, dass dir schmerzhaft Erfahrungen gefielen. Ich habe nie ein Kind erlebt, das so fröhlich hingefallen und gleich danach wieder aufgestanden ist, um eine neue Richtung einzuschlagen. Ich nehme an, so ist es heute noch mit dir. Du bist und bleibst eine Frohnatur.«

Noch während sie sprach, begann die Person mit dem Nebel zu verschmelzen. Das Letzte, was B. sah, war ihr schmaler, eingefallener Mund, der wie ein ovales Blatt in der Luft schwebte, bis er von einem Windstoß davongetragen wurde.

In der Nacht wachte B. mehrmals auf, da er glaubte, Stimmen zu hören. Sie kamen von irgendwoher durch die vermutlich dünnen Wände. Als er gegen die Wand klopfte, verstummten sie, nur um bald wieder anzufangen. Ein fernes Wispern, unverständlich, doch eine Erregung verratend, die sich mehr und mehr auf B. übertrug. Skrupel plagten ihn, während er an die Decke starrte und beobachtete, wie eine Spinne ihr feines Netz wob. Warum war er dem Rat des Arztes gefolgt, warum war er hierhergekommen, um sich dieser Behandlung zu unterziehen? Es war bestimmt ein Fehler gewesen. Er sehnte sich zurück nach seinem alten Leben, auch wenn es zuletzt ziemlich beschwerlich gewesen war. Aber nur von ihm zu erzählen kam ihm vor wie Leichenfledderei. Man drehte die Taschen vergangener Tage um und leerte ihren Inhalt auf einen Seziertisch. Das war wenig schön. Es half auch nicht gegen das Vergessen. War es nicht schon so weit, dass sich sein Gehirn mehr und mehr zu verpuppen begann, bis nur noch ein weißlicher formloser Gegenstand übrig wäre? Erst als es hell wurde, hörten die Stimmen auf, und er schlief endlich ein.

Den Vormittag verbrachte B. im Hotel, aber nicht in seinem Zimmer, wo er es nur schwer aushielt. Er saß lieber im Foyer auf einem der durchgesessenen Sofas, auch wenn es dort zugig und kalt war. Das Wetter hatte sich tatsächlich geändert. Regen trommelte gegen die Scheiben, und kräftige Böen rüttelten an den Läden. Der Mann an der Rezeption würdigte ihn keines Blickes, was B. als wohltuend empfand. Er war Stammgast, und da er mit allem zufrieden schien, war er inzwischen Luft für das Personal.

Eine Weile blätterte B. in den Zeitungen, die auf dem niedrigen Couchtisch lagen. Darunter war ein Blatt mit dem eigenartigen Titel »Der Einsamer«, ganz so, als ob Einsamkeit eine Tätigkeit oder ein

Beruf war wie Gärtner oder Schriftsteller. Aber war Schriftsteller zu sein überhaupt ein Beruf? War es nicht vielmehr eine besondere Spielart der Einsamkeit? Er hatte das Schreiben nie als Arbeit empfunden, eher als eine Art Zeitvertreib. Und zwar im wörtlichen Sinne. Man vertrieb die Zeit, indem man über sie schrieb, über die Dinge und Menschen, die sich in ihr bewegten wie Raupen auf einem Blatt. Er selbst blieb dabei in seinem Kokon und würde erst im Moment des Todes schlüpfen, ein farbloser Schmetterling mit durchsichtigen Flügeln, den man nur wahrnahm, wenn er mit einem Knistern in der schwarzen Flamme des Endes verbrannte.

B. dachte an seinen Vater, der seine Frau zehn Jahre überlebt hatte, allein in seinem Haus in absoluter Stummheit. Nicht einmal Selbstgespräche führte er. Er redete nur, wenn jemand da war, und das war selten der Fall. Dann allerdings redete er ohne Unterlass. Der Sohn hatte sich damals nicht in seinen Vater hineinversetzen können. Wie konnte man es aushalten in dieser Einsamkeit? Jetzt dachte er anders darüber. Ein solches Dasein hatte auch seine Vorzüge. Ein innerer Dialog zwischen Erinnerung und Vergessen, den beiden Hauptdarstellern der letzten Lebensphase. Das Vergessen machte sich über die Erinnerung lustig, die Erinnerung schimpfte auf das Vergessen, eine Tragikomödie ohne Zuschauer. Jetzt hatte er selbst diese leere Bühne betreten. Auch die Seiten des Journals in seinen Händen waren leer. Er starrte lange auf das weiße Papier, bis er sich einbildete, dort kleine Buchstaben wie schwarze Staubkörner wirbeln zu sehen. Sie schienen manchmal Wörter zu bilden, doch sie zerfielen zu schnell wieder, um ihren Sinn erfassen zu können. Schließlich taten ihm die Augen weh.

B. stand auf und ging zur Rezeption. »Kann ich etwas zum Schreiben haben?«, fragte er. Der Mann sah ihn prüfend an, als sei seine Gestalt möglicherweise eine Art Fata Morgana. »Nehmen Sie das«, sagte er schließlich. Er holte aus der Innentasche seiner Uniform einen goldenen Füllfederhalter. »Sie können ihn behalten. Ich brau-

che ihn nicht mehr.« Dann fuhr er damit fort, in einem aufgeschlagenen Buch zu lesen, das offenbar die Gästeliste enthielt.

B. setzte sich wieder, nahm die Zeitung und begann, sich auf deren leeren Seiten Notizen zu machen zu dem, worüber er am Nachmittag reden wollte. »Ich war ein kleines Kind, das zufällig in einen verheerenden Krieg hineingeboren wurde. Das hat mich wahrscheinlich für immer geprägt. Ich meine nicht nur meine labile Konstitution, meine häufigen Magenschmerzen, die die Folge un-
verarbeiteter Todesängste sein könnten, sondern vor allem meine Art, auf die Welt zu reagieren. Ich neigte lange dazu, Landschaften, Dinge und Menschen mit meinen Erwartungen zu überfordern. Ich bildete mir allzu oft ein, vom Anblick einer schönen Gegend, einem Gefühl einer Person gegenüber oder einem poetischen Text vor jenem Abgrund bewahrt zu werden, der damals für immer in mir entstanden war. Ich muss in der Endphase des Krieges einem zerbrechlichen Gefäß ähnlich gewesen sein, das sich Tag für Tag und Nacht für Nacht mit neuer Angst füllte. Meine Mutter verschloss es mit ihrer Fürsorge. Doch die Ereignisse schüttelten es so sehr, dass der Druck in seinem Inneren immer höher stieg und es zu bersten drohte. Ich habe offenbar damals einen Weg gefunden, dieser Gefahr zu begegnen. Nicht, indem ich die Wände des Gefäßes immer dicker werden ließ, sondern indem ich seinen Deckel von Zeit zu Zeit von innen öffnete und den Druck dadurch senkte. Dünnhäutig und impulsiv, so haben mich die Traumata meiner Kindheit werden lassen. Bis heute nehme ich die Welt verzerrt wahr, bis heute habe ich große Schwierigkeiten, in ihr einen Sinn zu erkennen. Ich neige zu Übertreibungen, als könnte man die Fehler des Daseins dadurch gewalt-
sam korrigieren. Auch meine ewige und offenbar vergebliche Suche nach einem Freund hängt wohl mit dieser Prägung zusammen. Ich wollte in Wahrheit keinen Gesprächspartner, kein echtes Gegenüber, sondern einen stummen Zellengenossen, der die gleiche Strafe wie ich abzusitzen hat.«

Was er notierte, traf nicht das, was B. eigentlich sagen wollte. Er hatte sich zu vage ausgedrückt. Eigentlich wollte er noch von der Erfahrung einer besonderen Angst reden, die die Eigenschaft von fast hypnotischer Ruhe hat. Das war nur scheinbar ein Widerspruch. Er schrieb weiter: »Alles, woran ich mich aus der Kriegszeit erinnern kann, hat einen besonderen Glanz. Die Dinge, die Gesichter. Es ist ein Glanz der Finsternis, in der das Licht so stark gebrochen ist, dass es nur selten nach draußen dringt. Die Infragestellung der Moral, die bizarren Bilder zerstörter Städte, toter Menschen, all das deformiert offenbar nicht nur die Gefühle, sondern auch die Kategorien des Verstandes, mit deren Hilfe man sich die Welt konstruiert. Raum und Zeit wirken seltsam verbogen, als hätten sie die Struktur der Raumzeit in der Einstein'schen Relativitätstheorie. Das Ferne ist nah, das Nahe fern, das Gerade ist krumm. Die Zeit rast im Zickzack vorbei wie ein flüchtender Hase und steht im nächsten Moment still wie ein lauschendes Reh auf einer Lichtung. Eine absurde Nebelwelt mit zerfließenden Konturen, in der es keine Gleichzeitigkeit von Ereignissen gibt, ein schwarzes Loch, das den Raum, der es umgibt, durch seine Anziehungskraft verbiegt. Dass ich nicht selbst in diesen Abgrund stürzte, machte mich damals größtenwahnsinnig. Ja, ich wurde größtenwahnsinnig als Folge meiner Ängste, meiner Schwäche und des Abgrunds in mir.«

B. las, was er geschrieben hatte. Die Schriftzeichen auf der Zeitung begannen erneut durcheinanderzuwirbeln, bis der Text unlesbar war. Er legte das Journal zurück in den Stapel auf dem Couchtisch, sah auf die Uhr, steckte den Füller ein und machte sich auf den Weg. Er kannte ihn inzwischen gut, auch wenn die Straßen immer wieder ihren Verlauf zu ändern schienen. Aber er spürte den Wind in seinem Gesicht. Wie immer kam er vom Meer. Er brauchte ihm also nur entgegenzugehen.

Die Tür war abermals nur angelehnt. Der Mann stand diesmal nicht am Fenster, sondern seitlich an der Wand, halb von einem

Vorhang verborgen. B. nahm Platz. Er hatte das Gefühl, dass es ihm diesmal weniger schwerfallen würde, mit seiner Erzählung fortzufahren. Doch der Andere fiel ihm ins Wort, als er gerade beginnen wollte. »Sie haben Ihren Vater mit Odysseus verglichen und Ihre Mutter mit der wartenden Penelope. Das scheint mir ziemlich hochgegriffen zu sein. Vielleicht waren Ihre Eltern normaler, als Sie denken. Noch schlimmer ist allerdings ein langweiliger Telemach. Seine Geschichte möchte niemand hören. Warum erzählen Sie eigentlich so ausführlich von Ihren Eltern?«

»Weil ich dadurch von mir erzähle. Beide Elternteile haben mich stärker geprägt, als ich es mir lange Zeit eingestehen wollte. Der fast zwanghafte Realismus meines Vaters und die ausufernde Phantasie meiner Mutter, seine Überlegtheit und Stabilität, ihre Schwärmerei und Hysterie: Das Zusammenwirken beider Persönlichkeitsmerkmale verlieh mir so etwas wie die Drehung eines Brummkreisels, der nicht umfällt, solange ihn die Peitsche trifft. Die Töne, die ich dabei erzeugte, wurden später meine Texte. Als ich mehr von Atomphysik wusste, begegnete mir dieser Drehsinn wieder als Spin. Elektronen und Protonen haben einen positiven oder einen negativen halbzahligen Spin. Das Pauliprinzip schließt aus, dass es auf einer Elektroschale zwei Elektronen mit gleichem Spin gibt. Deshalb bin ich ein Einzelkind geworden. Nur durch das Pauliprinzip kann übrigens überhaupt die ausgedehnte Welt entstehen, weil es den Abstand zwischen Elementarteilchen erzwingt und deshalb nicht alles in einem Punkt zusammenfällt. Meine Eltern bildeten mit ihrem gegensätzlichen Drehsinn eine perfekte, gesättigte Schale, die ihre Welt umschloss. Niemand konnte hinein oder hinaus, und mir blieb irgendwann nichts anderes übrig, als mich ihrem gnadenlosen Pauliprinzip zu entziehen, indem ich flüchtete, die Schale verließ. Vielleicht ist ja im Urknall das Pauliprinzip aufgehoben. Ich suchte meinen privaten Urknall, in dem ich über beide Spins gleichzeitig verfügen konnte: ehrlich und verlogen, realistisch und verträumt, verheiratet und

verliebt. Auch dass ich mich beruflich nicht zwischen Naturwissenschaften und Kunst entscheiden konnte, sondern beides verbinden wollte, gehört hierher. Später zeigte sich, dass ich nie ein stabiles Orbital bilden konnte, dass ich niemals in der Lage sein würde, eine gerade Linie zu laufen, sondern dazu verurteilt war, immer durch das Dasein zu torkeln wie ein Freude- oder Trauertrunkener. Auch im Moment des Sterbens wird es wahrscheinlich so sein. Ich werde mich von einer Seite auf die andere wälzen und dabei hoffen, dass ich zwei Tode zugleich sterben kann, einen des Körpers und einen des Geistes, und dass beide von einer Art Auferstehung begleitet sein würden.«

»Sie neigen dazu, sich naturwissenschaftlich auszudrücken. Ist das möglicherweise nur eine Strategie, Unwissenheit zu verschleiern? Aber erzählen Sie weiter, mein Freund.«

*

Es gab, wie gesagt, keinen größeren Gegensatz, als ihn meine Eltern verkörperten. Und ich selbst sollte später diesen Gegensatz ausleben in einer Art Schizophrenie der Lebensentwürfe, in meiner Unfähigkeit, mich ganz und gar für einen bestimmten Weg zu entscheiden. Ich wollte immer zwei Wege gleichzeitig einschlagen, im Beruf wie in der Liebe, auch wenn sie voneinander weg führten und mich der erzwungene Spagat zerreißen musste. Noch aber war es nicht so weit. Noch bot ich trotz aller Gefahren der Kriegszeit den unfreiwillig komischen Anblick eines einfachen, sonnigen Wesens, einer Frohnatur, die allem vertraute, was sie umgab, selbst den Bomben. Trotz der vielen Ortswechsel kehrten wir immer, wenn mein Vater Urlaub hatte, in die Waldkolonie zurück, als sei sie ein magnetischer Pol unserer Welt. Ich nehme an, meine Mutter war dabei die treibende Kraft; es war ihr gelungen, ihre alte Wohnung, die meine Eltern aufgegeben hatten, wieder anzumieten. Mein Vater musste sich

als Seemann eigentlich fremd fühlen in der Idylle der Waldkolonie. Ich glaube heute, dass ich ihm das anmerkte bei seinen Besuchen. Er war mir fremd, nicht nur weil ich ihn so selten sah, sondern vermutlich weil er sich in dieser Umgebung selbst fremd war und sich dieses Gefühl auf mein feines Sensorium übertrug. Er tat sich auch mit den starken Gefühlen seiner Frau nicht leicht, obwohl sie ihm natürlich schmeichelten. Einmal sagte sie: »Ich aber weiß, dass ich aus Sehnsucht bin.« Es war ein Rilkezitat, das in seinen Ohren übertrieben und dunkel klang. Dabei schätzte er doch nichts mehr als Klarheit.

Ende November 1939 musste mein Vater nach seinem Kurzurlaub zu Hause wieder nach Hamburg zurück. Ein sehr kalter Winter begann. Der frischgebackene Kapitän, dem allerdings immer noch die offizielle Bestätigung durch eine Patenturkunde fehlte, musste mit seinem kleinen Hilfsschiff als Eisbrecher auf der Elbe fahren. Da die großen Ozeandampfer wegen des Krieges die Fahrt von und nach Hamburg inzwischen eingestellt hatten, war der Fluss diesmal besonders schnell zugefroren. Der Dienst meines Vaters war hart; manchmal kam er zweiundzwanzig Stunden nicht aus den Kleidern. Anfang des neuen Jahres fuhr auch meine Mutter in den Norden, um bei ihrem Mann zu sein. Mich ließ sie bei meinen Großeltern zurück, denen meine Mutter lustige Namen gegeben hatte. Sie nannte sie Muttl und Vatl. Ich soll nächtelang geweint haben. Das behauptete wenigstens die Hausmamsell Anna. Neun Tage später war meine Mutter wieder da. Stolz schrieb sie an ihren Mann, wie sehr ich mich über ihre Rückkehr gefreut hätte.

In der Waldkolonie spürte man nichts vom Krieg. Nur die Stimmen im Radio klangen anders. Sie plärrten lauter als in Friedenszeiten. Ich lebte damals in jenem glücklichen Zustand von Kleinkindern, die die Welt noch nicht dreidimensional erleben. Alles ist Fläche, und die tastenden Bewegungen der Hände dienen dazu, den Bildern vorsichtig ein wenig Tiefe zu verleihen. Ein Zustand, wie ihn ein Erwachsener nur noch im Vollrausch erlebt. Auch die Zeit exis-

tiert noch nicht. Alles ist gleichzeitig. Die Geräusche, die Stimmen schwirren wie Insekten umher, die Farben und Formen der Dinge dehnen sich gleich schillernden Seifenblasen und zerplatzen, wenn man wegsieht oder sie berührt. In diesem chaotischen Durcheinander trieb ich wie ein kleiner Ball in einer wilden Strömung, auf und ab tanzend, niemals untergehend, außer im Schlaf, wenn das trübe Wasser des Flusses in meine Augen und Ohren strömte und ich in ihm versank. Kinder in diesem Alter kennen den Unterschied zwischen Ursache und Wirkung nicht. Gäbe es einen Begriff für diese Wahrnehmungsform, würde ich ihn Wirksache nennen. Die ganze Welt, in der sich ein Kind befindet, ist ein Dschungel von lauter Wirksachen. Wenn es sich stößt, zum Beispiel an einem Stuhlbein, vermutet es, dass ihm das Stuhlbein einen Tritt gegeben hat. Wenn es auf der Straße hinfällt und sich eine blutende Wunde am Knie holt, dann war es die Straße, die aus unerfindlichen Gründen zum Knie hochgestiegen ist. Kinder kennen von sich aus keine Schuld, und wenn man ihnen dieses Gefühl mühsam beigebracht hat, dann sind sie nicht in der Lage, es richtig zuzuordnen. Erst durch die Erziehung verlieren Kinder allmählich die Fähigkeit, Wirksachen wahrzunehmen, und an ihre Stelle tritt die langweilige Unterscheidung von Ursache und Wirkung, ein großer Verlust in der Fähigkeit, die Welt zu interpretieren. Ich habe eine sehr frühe Erinnerung an jene Zeit, und zwar an einen Nussbaumbeistelltisch mit einer Platte aus Delfter Kacheln, den mein Vater von seiner Heimatinsel mitgebracht hatte. Ich muss etwa ein Jahr alt gewesen sein, als ich auf allen vieren über den Teppich kroch und mich an einem der Tischbeine hochzog. Mein Blick fiel auf die Kacheln. Da gab es seltsame Dinge, nach denen ich tastete. Sie wirkten bedrohlich und schön zugleich. Heute weiß ich, es waren Mühlen, windwüchsige Pappeln, ein kleiner Junge, der sehnsüchtig aufs Meer mit seinen Segelbooten hinaussieht. Dieses Meer war klein und groß zugleich, und wenn man es mit der Hand berührte, war es hart, glatt und kühl. Später

fand ich all diese Motive auf einer wirklichen Insel wieder, so als sei sie die vergrößerte Oberfläche jenes Tisches. Sie hatten immer noch die glänzende Glasur jener Kacheln.

Noch ein anderes Bild faszinierte mich. Es tickte, sah jeden Tag ein wenig anders aus und befand sich hoch über mir im Himmel des Zimmers. Es war das Zifferblatt einer Standuhr, ein Hochzeitsgeschenk der Mutter meines Vaters. Das Gehäuse und das Zifferblatt hatte ein Vorfahre, ein dänischer Bäckermeister und begabter Zeichner und Bastler, vor fast 200 Jahren angefertigt. Ich bin mit Vornamen nach ihm benannt worden. Der aus schlichtem Fichtenholz gezimmerte Kasten sah aus wie ein langer, schmaler Sarg, in dem die Zeit begraben worden war. Im oberen Teil des mit Blumen bemalten Zifferblattes drehte sich eine mit Zähnen versehene Scheibe Tag für Tag einen Zahn weiter. Auch sie war bemalt: zwei runde rosige Gesichter mit rotem Mund und blauen Augen, zwischen denen eine Kogge auf einem stürmischen Meer segelt, während auf der gegenüberliegenden Seite eine Ruine verfällt. Zwei halbrunde Blenden verdecken die Gesichter unterschiedlich und zeigen so die Mondphasen an. Wenn das eine Gesicht verschwand, tauchte das andere auf. Nie sah man beide zugleich in voller Größe. Das ärgerte, ja quälte mich. Diese Uhr war so etwas wie eine Stele, vor der mein Vater die vergangene Zeit seiner Vorfahren verehrte. Die Uhr durfte nie stehenbleiben, und so beförderte mein Vater, wenn er zu Hause war, regelmäßig die schweren Bleigewichte nach oben, damit ihr Herz nicht aufhörte zu schlagen. In seiner Abwesenheit musste meine Mutter diese heilige Aufgabe übernehmen. Dabei gab es jedes Mal ein schnarrendes Geräusch, das mir von Beginn meines Lebens an vertrauter war als jeder andere Laut.

Weil die scheinbar mühelos errungenen Erfolge der deutschen Armeen die Friedensprognose des Horoskops zu bestätigen schienen, drängte mein Vater darauf, dass wir, trotz der in einer Hafenstadt verstärkten Kriegsgefahren, ganz nach Hamburg umsiedelten. Nach

anfänglichen Protesten gab meine Mutter schließlich nach. Im April reiste sie in die Hansestadt, um eine Wohnung zu suchen. Diesmal nahm sie mich mit. Die Wohnungssuche gestaltete sich schwierig, denn es gab inzwischen, als eine der ersten Kriegsfolgen, nur noch teure Großwohnungen auf dem Immobilienmarkt. Mein Vater wurde mit seinem Schiff nach Swinemünde verlegt, sodass meine Eltern erneut getrennt waren. Das Schiff diente als Scheibenschlepper, wobei es eine große Scheibe an einer langen Leine durchs Wasser zog, um den Kanonieren auf Kriegsschiffen ein Ziel zu bieten. Wir blieben in einer Pension zurück. Zu ihren Bewohnern gehörte Oma Hieber, eine feine alte Dame, die wunderschöne blaue Pantoffeln voller gelber Blumen für mich stickte und mir das Laufen beibrachte. Die Pantoffeln waren so schön, dass ich dauernd hinfiel, weil ich sie ständig anstarren musste.

Unterdessen kam der Krieg bedrohlich näher. Am 18. Mai gab es die erste schwere Bombennacht. Die Bomben fielen bereits, als die Sirenen zu heulen begannen. Wir hielten uns zusammen mit Oma Hieber und zwei anderen gebrechlichen alten Frauen im ersten Stock des Hauses auf, denn es hatte keinen Keller. Meine Mutter saß die ganze Nacht hindurch auf einem Stuhl in der Mitte des Zimmers und hielt die Arme mit gefalteten Händen um mich geschlungen, bis endlich im Morgengrauen Entwarnung kam. Sie fühlte sich stark in ihrer Beschützerrolle, ich aber spürte die ganze Zeit über ihr pochendes Herz wie eine Glocke, die in ihrer Brust unaufhörlich Alarm schlug.

Zwei Monate später wurde der Petroleumhafen Hamburgs in Brand geschossen. Der Himmel war dunkel von Rauch. Er bildete große Wolken, aus denen schwarze Schneeflocken fielen. Wir ranneten inzwischen bei jedem Angriff in einen nahegelegenen Bunker, der angeblich gasdicht war. Manchmal verbrachten wir dort fünf Tage am Stück. Ich habe noch eine Erinnerung an diese Zeit: Wir sitzen in einem großen, völlig leeren Bus und fahren durch endlose

Straßen an lichterloh brennenden Häusern vorbei. Das viele Feuer gefiel mir. Ich winkte den Flammen durch die Scheibe zu.

Mitte Juli zogen wir auf Wunsch meines Vaters nach Saßnitz auf Rügen, denn er konnte uns dann leichter von Swinemünde aus besuchen. Wir wohnten in der Pension *Ägir*. Es gibt ein Foto aus dieser Zeit, auf dem ich eine lange Strickhose an habe, die an den Knien ganz schwarz ist, weil ich immer wieder hinfiel. Trotzdem lächelte ich auf dem Bild das senile Lächeln eines Greises, der den Grund seiner guten Laune nicht begreift. Ich war noch nicht stubenrein, und meine Mutter bekam deshalb ziemlichen Ärger mit den Wirtsleuten. Ich vermute, dass sie mich sehr unter Druck gesetzt hat. »Du bist ein kleiner Stinker«, sagte sie oft. »Henny ist eine Rübe«, erwiderte ich.

Auf Rügen muss ich zum ersten Mal das Meer gesehen haben, aber es hat wohl keinen Eindruck auf mich gemacht, denn ich erinnere mich nicht mehr an seinen Anblick. Vielleicht konnte ich einfach noch keine solchen gewaltigen Dimensionen begreifen, vielleicht war es mir aber auch einfach zu langweilig, zu grau, zu kalt und zu weit weg. Meine Ozeane waren die Pfützen, Regentonnen, wassergefüllte Rinnsteine, der kleine Bach am Nordende der Waldkolonie, der wassergefüllte Abgrund in der Kloschüssel. Nach starken Regenfällen trat er über die Ufer und wurde reißend wie eine wütende Schlange. Auch die Flüsse in den Rinnsteinen traten dann über die Ufer der Bürgersteige. Ich ließ Blätter und kleine Rindenstückchen auf ihnen schwimmen. An solchen Regentagen war der Villenort eine Insel, die mitten im Wasser trieb. Ich fuhr mit dem Finger die Ströme hinab, die die Regentropfen auf den Fensterscheiben hinterließen, oder ich staute das Wasser in den Rillen auf den Fensterbänken und reiste mit den Augen durch einen überschwemmten Garten, den ich nicht betreten konnte, weil ich nicht nass werden durfte.

Nach diesen Meeren sehnte ich mich, wenn meine Mutter auf das wirkliche Meer hinausdeutete und sagte, dass dort irgendwo hin-

ter dem Horizont mein Vater sei. Er war von neuem verlegt worden, diesmal nach Kiel, und da er inzwischen genügend Fahrzeit nachweisen konnte, wurde ihm nun endlich auch das Kapitänspatent auf Große Fahrt ausgehändigt. Sein kleines Schiff wurde mit Flakgeschützen armiert und dann nach Emden geschickt, zur großen Invasionsflotte, die England erobern sollte.

Es hatte jetzt natürlich für meine Mutter keinen Sinn mehr, in Saßnitz zu bleiben. Obwohl sie lieber in ihre Heimat zurückgefahren wäre, nahm sie auf Bitten ihres Mannes die Einladung ihrer Schwiegermutter an, den weiteren Kriegsverlauf auf seiner ungefährdeten Heimatinsel zu verbringen. Hier geschah es dann wohl, dass ich jene Fläche zwischen Ufer und Horizont, die so wandelbar ist wie die Haut eines riesigen Chamäleons, zum ersten Mal bewusst bemerkte. Es war der 3. September 1940, wie meine Mutter in einem Brief an ihren Mann notierte, als ich weinend zu ihr lief und immer wieder aufs Wasser hinaus zeigte. Das Meer war ein großes blaues Tuch, das wie ein nasses Wäschestück vom Horizont herabhing, vermutlich um zu trocknen. Es musste demnach arg schmutzig gewesen sein. Vielleicht hatte es sich ja in die Hose gemacht.

Wir wohnten bei der Mutter meines Vaters in einem Haus, das direkt am Wasser lag. Diese bescheidene Frau schien kein Mensch aus Fleisch und Blut und Launen zu sein. Vielmehr glich sie einem Schatten oder einem alten Bild, das sich, vergilbt und voller Stockflecken, aus einem Album gelöst hatte und nun in der Strömung der Tage trieb. Ich spielte jeden Tag am Strand. Mit meinem kleinen roten Blechschäufelchen versuchte ich voller Zuversicht, den gewaltigen Sandkasten des Ufers leer zu schippen. Einmal wurde ich von einheimischen Kindern an den Beinen gepackt und die Strandmauer hochgezogen. Oben war plötzlich unten, und unten war oben. Die Wolken waren Schneehaufen zu meinen Füßen, und der Sand bedeckte den ganzen Himmel. Die Mauer war aus grobem Mörtel, und an einer Stelle befand sich ein langer, schräg verlaufender Riss,

